

TRIKON

Ausgabe 5/2015,
erschienen am 01.09.2015

NACHRICHTEN AUS DER WESTFÄLISCHEN HOCHSCHULE



LEHRE

Foto: Uwe Strotmann

Ab dem Wintersemester 2015/16 gibt es in Recklinghausen zwei neue Studienprogramme für Chemie: Ein Teilzeitstudiengang zum Chemie-Bachelor gibt mehr Zeit fürs Studium, ein Master-Studiengang in Polymerchemie öffnet neue Karrierechancen: S. 3



FORSCHUNG

Foto: BL

Kopfbewegungen zur Steuerung von Robotern erforscht die Doktorandin Nina Rudigkeit in der Gelsenkirchener Abteilung „Physikalische Technik“. Sie arbeitet damit an einer Alltagshilfe für Menschen, die infolge einer Querschnittslähmung ihre Arme und Beine nicht benutzen können: S. 12



DIALOG

Foto: Frank Dieper

Mit ihren Unterschriften haben Hernes Oberbürgermeister Horst Schiereck (r.) und Präsident Prof. Dr. Bernd Kriegesmann die Einrichtung des „TalentKollegs Ruhr“ in Herne besiegelt: S. 19



INTERN

Foto: BL

Die Westfälische Hochschule ist dem Rahmenkodex für gute Beschäftigungsbedingungen beigetreten: S. 26



**Westfälische
Hochschule**

Gelsenkirchen Bocholt Recklinghausen

Editorial



Foto: WH/MV

Mit der Einschreibungsphase zum Wintersemester 2015/2016 ist der Hochschulpakt II abgeschlossen. Die Vereinbarungen über die Aufnahme der entsprechenden Studierendenzahlen mit dem Wissenschaftsministerium haben wir während der Laufzeit mehr als erfüllt. Damit konnten wir vielen Studieninteressierten die Chance geben, ihre angestrebten Entwicklungsziele zu verfolgen. Wir danken Ihnen, dass Sie das in den letzten Jahren mit Ihrem hohen Engagement ermöglicht haben.

Ihr

(Bernd Kriegesmann)

Impressum

Nachrichten aus der
Westfälischen Hochschule

Herausgeber:

Der Präsident der
Westfälischen Hochschule,
Prof. Dr. Bernd Kriegesmann (v.i.S.v.P.,
TMG und gem. §55, Abs. 2 RStV)

Kontakt:

Öffentlichkeitsarbeit
Telefon: 0209/9596-458,
Telefax: 0209/9596-563
Sekretariat:
Angela Friedrich, Susanne Lade
Anschrift:
Neidenburger Straße 43,
D-45897 Gelsenkirchen,
GKP 45877
E-Mail: info@w-hs.de

Ständige Autoren:

Claudia Braczko (CB),
Prof. Dr. Bernd Kriegesmann (BK),
Dr. Barbara Laaser (BL),
Michael Völkel (MV),
Prof. Dr. Kurt Weichler (KW)

Gestaltung:

Dr. Barbara Laaser,
Jutta Ritz,
Michael Völkel

In Recklinghausen bietet die Westfälische Hochschule ab sofort den Bachelor-Studiengang Chemie auch in einer Teilzeitform an. Foto: WH/Uwe Strotmann

Zwei neue Studiengänge in Chemie



Ab dem Wintersemester 2015/16 gibt es in Recklinghausen zwei neue Studienprogramme für Chemie: Ein Teilzeitstudiengang zum Chemie-Bachelor gibt mehr Zeit fürs Studium, ein Master-Studiengang in Polymerchemie öffnet neue Karrierechancen.

(BL) Viele Studierende beklagen, dass die Bachelor-Studiengänge mit nur sechs Semestern zu voll gepackt seien und sie kaum Zeit für irgendetwas neben dem Studium hätten. Darin sind sie sich wahrscheinlich mit so manchem Gymnasiasten einig, der jetzt in acht statt wie bisher in neun Jahren das Abitur schaffen soll. Bei den Studierenden kommt hinzu, dass sie als erwachsene Menschen durchaus auch schon mehr Pflichten wahrnehmen müssen als Schülerinnen und Schüler: In der Familie und vor allem im Job, den sie nebenher haben, um ausreichend Geld für den Lebensunterhalt zu verdienen, wenn sie nicht auf Bafög oder ein Stipendium zurückgreifen können. Die Westfälische Hochschule bietet daher ab sofort an ihrem Standort Reckling-

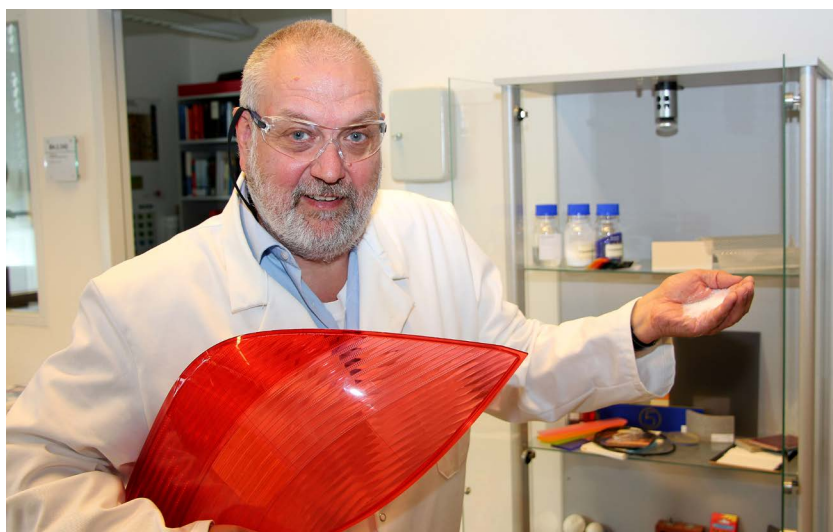
hausen den Bachelor-Studiengang Chemie auch in einer Teilzeitform an. Die Regelstudienzeit beträgt dann zehn statt sechs Semester.

Sonst ändert sich nichts, betont Studiengangsleiter Prof. Dr. Klaus-Uwe Koch. Die Lehrinhalte sind dieselben und auch der Abschluss ist derselbe: Bachelor of Science. Einen Zusatz „Teilzeit“ gibt es in der Abschlussurkunde nicht. Neben Chemie kann man an der Westfälischen Hochschule auch das Fach „Physikalische Technik“ am Standort Gelsenkirchen als Teilzeitstudiengang belegen.

Polymer-Master

Jedem Chemiker sind die Polymere aus der organischen Chemie ein Begriff. Vielleicht auch schon manchem Schüler. „Ein Master-Studiengang, der

sich vor allem um Polymere als Ausgangsstoff für neue Produkte kümmert, das ist jedoch in Deutschland recht speziell. In den Chemie-Master-Studiengängen anderer Hochschulen sind die Polymere im Regelfall nur ein Thema unter vielen“, beschreibt Studiengangsleiter Prof. Dr. Klaus-Uwe Koch den Charakter dieses neuen Studiengangs in Recklinghausen und ergänzt: „Das gibt es nur ein paar Mal in Deutschland und jetzt eben in Recklinghausen als chemiestarkem Hochschulstandort.“ Damit spielt er auf die chemische Industrie im Ruhrgebiet und vor allem in Gelsenkirchen und Marl an. Für Chemie-Bachelor ist der neue Studiengang daher eine Möglichkeit zur praxisnahen wissenschaftlichen Weiterqualifikation im Ruhrgebiet. Dass eine Berufstätigkeit in der Chemie sehr erfolversprechend ist, hat erst im Juni eine Studie der Bertelsmann-Stiftung betont, in der Chemikern (gemeinsam mit den Pharmazeuten) die höchsten Einkommenszuwächse bis 2020 vorausgesagt werden.



Prof. Dr. Klaus-Uwe Koch und seine Kolleginnen und Kollegen öffnen den Master-Studierenden im neuen Recklinghäuser Studiengang Polymerchemie den Zugang zu diesen Riesenmolekülen, bei denen aus einem farblosen Granulat die unterschiedlichsten Produkte wie Scheinwerferabdeckungen oder die vielen Produkte im Laborschrank entstehen. Foto: WH/BL

Karrieresprungbrett für Ingenieure und Informatiker

Bachelor-Absolventen können ab dem kommenden Wintersemester ein Master-Studium an der neuen „Ruhr Master School“ aufnehmen. Die Westfälische Hochschule beteiligt sich mit den Gelsenkirchener Studiengängen Energiesystemtechnik und Maschinenbau.

Die Hochschullandschaft im Ruhrgebiet bekommt Zuwachs: Bachelorabsolventen können ab dem Wintersemester 2015/16 an der neuen „Ruhr Master School of Applied Engineering“ (RMS) ihr Masterstudium aufnehmen. Die virtuelle Hochschule, ein von der Stiftung Mercator gefördertes Gemeinschaftsprojekt der Hochschule Bochum, der Fachhochschule Dortmund und der Westfälischen Hochschule in Gelsenkirchen, nimmt zum Wintersemester 2015/16 den Lehrbetrieb auf. Bis zum 15. Juli konn-

ten sich Studierende der technischen Studiengänge für die Einschreibung bewerben.

Die RMS bündelt zunächst 14 Masterstudiengänge im Bereich der Ingenieurwissenschaften und der Informatik der drei Hochschulen im Ruhrgebiet – die Region schärft damit ihr Profil als Wissenschaftsstandort. Mit der RMS wird der Übergang vom Bachelor- zum Masterstudiengang erleichtert. Studierende haben zudem mehr Wahlmöglichkeiten – sowohl bei den Masterstudiengängen selbst als

auch hinsichtlich der Wahlpflichtmodule. So kann jeder Studierende sein Masterstudium ganz nach individuellen Vorlieben gestalten.

Die RMS bietet den Studierenden außerdem Zusatzangebote, wie sie in dieser Form in den bisherigen Ingenieurstudiengängen noch nicht Standard waren. Dazu zählt die Teilnahme an Fachtagungen oder „Summer Schools“, die unter anderem dem Networking sowie dem fachlichen Austausch auch mit internationalen Experten dienen. (RMS)



Die Direktoren der „Ruhr Master School“ und die Stiftung Mercator stellen das neue Studienangebot vor. Von links nach rechts: Prof. Dr. Ralf Holzhauser, Westfälische Hochschule, Prof. Dr. Michael Radermacher, Hochschule Bochum, Dr. Oliver Döhmman, Stiftung Mercator, Prof. Dr. Ingo Kunold, Fachhochschule Dortmund. Foto: RMS



Michael Schulte (rechts) und Projektleiter Dirk van Buer (links) zeichneten Ilja Blonstein (2.v.r.) für seine Arbeit „Strategische Erfolgsfaktoren im Privatkundengeschäft von Banken – Positionierungskonzept für die Zielgruppe der jungen Erwachsenen“ aus. Mit dabei auch der begleitende Professor Bernhard Bergmans (2.v.l.).
Foto: Sparkasse Vest

Sparkassenpreis für Wirtschaftsjurist Blonstein

Einen der diesjährigen fünf Förderpreise der Sparkasse Vest Recklinghausen für wirtschaftswissenschaftliche Arbeiten erhielt Wirtschaftsrecht-Absolvent Ilja Blonstein.

(BL) Sparkassenvorstandsvorsitzender Michael Schulte nahm die Preisverleihung in der Sparkassen-Hauptstelle am Königswall in Recklinghausen vor. Neben Ilja Blonstein erhielten weitere vier Nachwuchswissenschaftler Förderpreise. Blonstein erhielt ihn für seine Abschlussarbeit über strategische Erfolgsfaktoren im Privatkundengeschäft von Banken. Darin hat er ein Positionierungskonzept für die Zielgruppe der jungen Erwachsenen erarbeitet.

Bestandteil der Preisverleihung ist, dass der jeweilige Preisträger einen Vortrag über seine Forschungsergebnisse hält und diese anschließend mit den anwesenden Experten der Sparkasse und der Hochschulen diskutiert. „In diesem Vergleich mitzuhalten, ist eine aner kennswerte Leistung der Recklinghäuser Absolventen“, würdigt Dekan Prof. Dr. Bernhard Bergmans die Leistung von Ilja Blonstein, zumal in diesem Jahr neben Blonstein zwei Doktoranden für ihre Dissertationen ausgezeichnet wurden.

Zusammenfassungen der Arbeiten werden in einem Jahrbuch veröffentlicht und sind auf der Internetseite der Sparkasse Vest Recklinghausen

einsehbar: www.sparkasse-re.de/wissenschaftsfoerderung.

Mit ihren Förderpreisen will die Sparkasse Vest Recklinghausen ausschließlich gute und sehr gute Arbeiten unterstützen, die sich mit bank- beziehungsweise sparkassen-spezifischen Themen beschäftigen. Außerdem sollen die Arbeiten in besonderer Weise eine Verbindung zwischen Theorie und Praxis darstellen. Der Recklinghäuser Fachbereich Wirtschaftsrecht hat ein Vorschlagsrecht für den jeweiligen Preisträger von der Westfälischen Hochschule. Weitere auszeichnungswürdige Kandidaten kommen von vier Lehrstühlen der Universitäten Bochum, Dortmund und Münster.



Die Technik von „Big CIM Theory“ bestand darin, dass sich der Kapselheber auf die Flasche fallen ließ und die Flasche zum Öffnen nach unten gezogen wurde. Eine Rotation führte danach die Flasche zum Glas und schüttete frisches Pils ein.
Foto: WH/BL

Ich schütt' dir eins ein

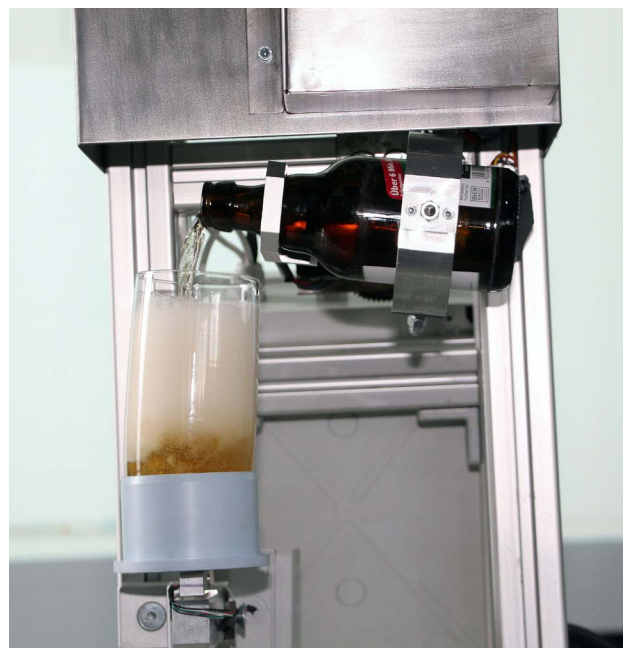
Der CIM-Wettbewerb für Maschinenbau-Studierende (CIM steht für „computer-integrated manufacturing“, also computerintegrierte Fertigung) forderte in diesem Jahr, eine Maschine zu erfinden und zu bauen, die Bierflaschen öffnet, indem sie den Kronkorken entfernt und anschließend das Bier in einen Bierbecher einschenkt. Aber nicht irgendwie und egal wieviel, sondern ohne zu kleckern und exakt 200 Milliliter. Das Motto dazu hieß „Endlich mal wieder was Sinnvolles“. Das war wohl gedacht für maschinenkritische Zuschauer beim wettbewerbsmäßigen Show-down am Ende des letzten Sommersemesters.

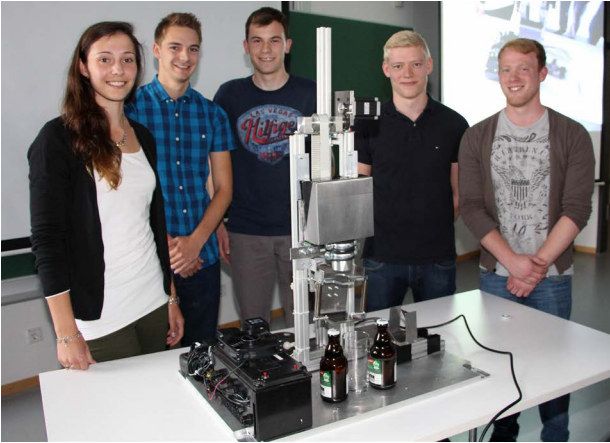
(BL) Das Motto knüpfte zugleich an das Jahr 2010 an, in dem zum ersten Mal Maschinen gebaut wurden, die Bierflaschen öffneten. Allerdings ging es damals um Bügelflaschen. Die trockenen Jahre seitdem widmeten sich eher zweibeinigen Laufrobotern oder dem Fangen von Golfbällen. Als Wettkampfkriterien für die zweite Runde im Bierflaschen öffnen und Bier einschenken galten die Geschwindigkeit des Vorgangs und die Genauigkeit des Einschenkens. Jeder Milliliter zu wenig oder zu viel bedeutete einen Strafpunkt. Während die Schüler und Schülerinnen beim Robocom-Wettbewerb der Abteilung Elektrotechnik noch mit elektronischen Legobausteinen arbeiten durften (vgl. S. 21), mussten die fortgeschrittenen Studierenden auf Kunststoffe, Stahl und Nicht-Eisen-Metalle zurückgreifen. Außerdem konnten sie die hochschuleigene Werkstatt nutzen und im Rahmen von 200 Euro weitere mechanische und elektronische Bauteile zukaufen. Für Idee, Konstruktion und Bau stand die Zeit von Anfang Februar bis zum Wettkampftag am 19. Juni zur Verfügung. Als Siebtpremie winkten 500 Euro und ein Buch übers Bier brauen, alle Teilnehmer erhielten außerdem ein Buch über Roboterbau sowie Studienpunkte, allerdings nur, wenn auch die abschließende
(weiter auf der nächsten Seite)

Kronkorken entfernen, Flasche zum Glas schwenken, erwünschte Füllmenge eingießen, Glas absetzen: Mit diesem stringenten Programm setzte sich das Team „Gute Hopfungshütte“ an die Spitze des Wettbewerbs.
Foto: WH/BL



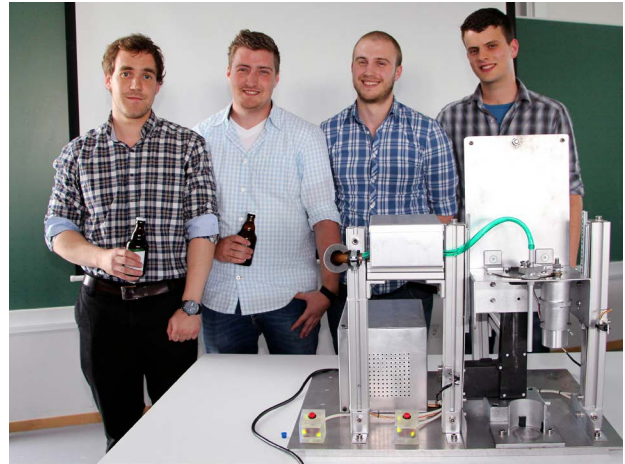
CIM-Wettbewerb 2015: Am Schluss konnte das Team „Gute Hopfungshütte“ den Wettbewerb für sich entscheiden.
V.l.n.r.: Ben Weiß, Benedikt Löffeler, Maurice Stahl, Kevin Saße. Foto: WH/BL





Oben: Team „Big CIM Theory“ mit (v.l.n.r.) Jil Hansper, Thorben Fohrmann, Dustin Bathen, Kevin Krex und Dirk Lomberg. Foto: WH/BL

Unten: Team „Prost“ mit (v.l.n.r.) Nils Gerlach, Julian Melsbach, Markus Balg und Florian Krah. Foto: WH/BL



Dokumentation ihren Weg zu Betreuungsprofessor Dirk Fröhling fand. Mit im Team der betreuenden Professoren waren außerdem Jürgen Dunker, Peter Graß, Axel Oleff und Alfred Tönsmann.

Wie schwierig die gestellte Aufgabe war, erkennt man daran, dass zwar vier Teams am Start waren, aber nur drei Teams bis zum Wettbewerb durchkamen. Ein Team musste aufgeben. Für den Wettkampf stand damit fest, dass alle Teilnehmer Sieger werden würden, die Frage war allerdings: in welcher Reihenfolge? Für Spannung war in den zwei Wertungsdurchläufen also gesorgt.

Am Schluss konnte das Team „Gute Hopfungshütte“ den Wettbewerb für sich entscheiden. Bei der Vorstellung ihres Projekts betonten die Mitglieder Benedikt Löffeler, Maurice Stahl, Kevin Saße und Ben Weiß, dass es ihnen ganz wichtig war, dass die neue Pils-Maschine nicht nur technisch ihre Aufgabe bewältigte, sondern dass das eingeschenkte Bier am Schluss auch noch gut genießbar war. Ihre Methode: Kronkorken entfernen, Flasche zum Glas schwenken, Glas absetzen, wenn gewünschte Füllmenge erreicht. Klingt ergonomisch stringent und führte am Ende auch zum Erfolg.

Das zweitplatzierte Team mit Jil Hansper, Thorben Fohrmann, Dustin Bathen, Kevin Krex und Dirk Lomberg setzte auf seine persönliche „Big CIM Theory“, die darin bestand, dass sich der Kapselheber angetrieben von der Schwerkraft auf die Flasche fallen ließ, die Flasche nach unten gezo-

gen wurde, sodass sie sich öffnete. Eine Rotation führte anschließend die Flasche zum Glas und schüttete frisches Pils ein.

Das Team „Prost“ aus Nils Gerlach, Julian Melsbach, Markus Balg und Florian Krah hatte zu Anfang ganz viele Ideen, bis die Startveranstaltung ihnen die Unmöglichkeit so mancher Idee vor Augen führte. Aber man kann ja mal kreativ spinnen. Am Ende entschieden sie sich für wenig Bewegung, aber viel Kraft: Ein Zugmechanismus sollte den Kronkorken liften, eine Pumpe das Bier ansaugen und ins Glas füllen, kurz gesagt: vorne öffnen und schlürfen, hinten einschenken. Das galt natürlich nur für die Maschine. Am Ende war die Kraft sogar zu viel und die Flasche steckte mitsamt dem Kronkorken im Öffner fest. Bevor bis zu 150 Newton die Glasflasche zerrissen, riss das Team die Reißleine und schaltete die Maschine per Kabelzug ab. Das bedeutete allerdings den letzten, wenn auch dritten Platz.

Fazit des Wettkampfleiters Dirk Fröhling: „Am Ende kann es nur einen Sieger geben. Aber alle Teilnehmer haben hervorragende Lösungen gefunden!“ Dem späteren erfolgreichen Berufsstart nach dem Abschluss scheint daher für die Absolventen des Maschinenbau-Instituts der Westfälischen Hochschule nichts im Weg zu stehen.

Die Technik von Team „Prost“ setzte auf „vorne schlürfen, hinten füllen“. Die Maschine erwies sich jedoch beim Kapsel heben als zu kräftig, was zu Ausfällen führte. Foto: WH/BL



Jedes Gramm Abweichung von der Füllmenge bedeutete einen Strafpunkt. Foto: WH/BL



Vor dem Krieg an der Universität in Aleppo – die Autorin mit einer Studentin. Foto: priv.



Jasminduft für das Audimax

Die Bocholter IT-Professorin Edda Pulst hat über 100 Universitäten zwischen Marrakesch und Teheran besucht. In Trikon erzählt sie von Wirtschaftsinformatik nach Gaddafi und Didaktik für voll verschleierte Studentinnen.

Mohammed, mein libyscher Fahrer, war Absolvent der Universität in Tripolis. Er sprach ausgezeichnet Englisch, liebte die Toten Hosen und sang „Tage wie diese“ fehlerfrei mit. Er kannte die guten Wasserpfeifen-Cafés, plauderte charmant und war im Zweifelsfall cool genug, die Pistole aus dem Handschuhfach zu ziehen. Das gab mir ein Gefühl von Sicherheit, als uns auf dem Weg von Tripolis in die westlich davon gelegene Provinzhauptstadt Sawija immer wieder die Milizen anhielten und kontrollierten.

Zusammen mit einer deutschen Firma wollte ich an der zweitgrößten Universität des Landes den Studenten praxisnahe IT-Kenntnisse vermitteln. Nicht einfach, nach 40 Jahren Gaddafi.

„Die Globalisierung ist an Libyen vorbeigerauscht“, sagte mir Osama Koschadah, die rechte Hand des Bildungsministers. Unter 50.000 Studierenden fanden wir zwar viele, die an dem Projekt teilnehmen wollten, aber nur wenige mit passablen Englischkenntnissen. Zu Gaddafis Zeiten war Fremdsprache ein Fremdwort. Die ursprünglich versprochene Assistentin für die Veranstaltungen in Sawija gab es in den Jahren zwischen 2009 und 2014, in denen das Projekt andauerte, ebenfalls nicht. „Für unsere Töchter ist

der Weg zur Uni zu gefährlich“, sagte ein ranghoher Professor.

2014 wurde der Weg zu Universität schließlich auch für mich zu gefährlich. Dreimal verschoben wir die Termine für Veranstaltungen und Praktika in den Öl-Camps, die die Milizen schließlich in ihre Gewalt brachten. Alle Mitarbeiter der deutschen Firma verließen das Land, auch ich. Zurück blieben die Studierenden, die statt einer Jobperspektive dem Ende des zivilen Lebens in Libyen entgegensahen.

Unterstützt wurden alle meine Projekte in der islamisch-arabischen Welt entweder vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, dem DAAD oder dem Auswärtigen Amt. Schließlich liegt die Bedeutung von Bildung für diese Länder auf der Hand: Vom südlichen Mittelmeer bis zum Iran leben 350 Millionen Menschen, die unter 30 Jahre alt sind. Wenn es eine Zukunft für diese Menschen geben soll jenseits des Terrorismus, dann nur in einem entwickelten heimischen Arbeitsmarkt. Dessen Voraussetzung wiederum sind funktionierende Bildungseinrichtungen. Die aber sind bislang kaum gegeben. Zwar haben Neugründungen von Hochschulen, Ausbildungszentren und Bildungseinrichtungen zu einem explosionsartigen Anstieg von Absolventen in der arabischen Welt geführt. Dass die Qualität der universitären Ausbildung den Bedürfnissen der Wirtschaft genügt, bezweifeln aber selbst einheimische Experten.

Der eine Teil der Studienabgänger versickert im bürokratisierten Dickicht

staatlicher Behörden, Betriebe und Ministerien. Der andere Teil landet als Billiglöhner auf der Straße. Viele wissen schon als Studenten, dass sie wahrscheinlich neben ihrem akademischen Beruf noch Taxis fahren und kellnern müssen, um einigermaßen über die Runden zu kommen. Die Arbeitslosenquote steigt, je höher der Berufsabschluss ist. Und die Lücken zwischen dem, was der Arbeitsmarkt braucht, und dem, was die Universitäten in der Region liefern, wird immer größer. 18 Monate dauert die Nachqualifikation bei einem ägyptischen Mobilfunkanbieter, bis ein Uni-Absolvent einen sinnvollen Beitrag im Unternehmen leisten kann. Die Regierungen in Oman, Libyen und Saudi-Arabien versuchen es mit Quoten. Sie zwingen ausländische Investoren, einheimische Arbeitskräfte einzustellen. Die Firmen stellen solche Quotenmitarbeiter ein, bezahlen sie auch und lassen sie auf keinen Fall arbeiten.

Das erste Mal kam ich 2004 beruflich in ein islamisches Land, als Gastprofessorin während eines Forschungssemesters. Niemand wunderte sich damals, als mein Auto nach 21 Tagen und 6.500 Kilometern direkt auf dem Campus der Uni Teheran vor dem Zentralgebäude zum Stehen kam. Eine kleine Delegation von Uni-Mitarbeitern und viele Studenten warteten schon mit Blumen, Tee, Keksen und Geschenken. Über die tropfenden Wasserhähne, die nicht funktionierenden Steckdosen und Lampen, die kleinen Überschwemmungen in Dusche und Klo der geräumigen

Wohnung im Gästehaus der Universität Teheran habe ich danach großzügig hinweggesehen.

Im Hörsaal des Instituts für Informatik erwarteten mich Studentinnen in tiefschwarzen Gewändern. Die einen trugen brav den Tschador, die anderen nahmen es nicht so genau mit der staatlichen Kleiderordnung. Die bunten Tücher saßen schon mal frech hinten auf dem Kopf und die auch nicht immer schwarzen Mäntel betonten die Weiblichkeit deutlich mehr, als die Mullahs es wollten. Korrekt, aber nach Belieben gekleidet, die Männer, die neben ihren verhüllten Kommilitoninnen dem Vortrag über eine brandneue Informationstechnik lauschten. An der Uni Teheran, Irans größter und renommiertester Hochschule, gibt es 25.000 Studienplätze allein für Erstsemester. Quoten verhindern, dass Frauen, wie in allen muslimischen Ländern, die Mehrheit der Studierenden stellen.

Seither habe ich mehr als 100 Universitäten zwischen Teheran und Agadir besucht. In Präsidentenbüros und Besprechungsräumen stehen meist einladend große, schwere Ledersessel, türkisfarben in Ramallah, schwarz in Rabat. In den Vorlesungssälen und Seminarräumen zwingen sich die Studentenmassen hinter Holzpulte. Fast immer fehlt es an technischer Infrastruktur. Gut ausgestattet sind hingegen die Bibliotheken, die Studenten lesen viel. Bildung ist Selbstzweck und hat oberste Priorität. „Wenn Allah einen Menschen demütigen wollte, würde er ihm Wissen verweigern“ – das wusste schon Imam Ali Ibn Abi Taleb, der Vetter Mohammeds.

Bei meinem Eintritt in den Hörsaal stehen die Studenten auf, verneigen sich und legen ihre Hand aufs Herz. Sie sprechen ehrfürchtig meinen Namen, fragen: „Gefällt Ihnen unser Land? Fühlen Sie sich sicher?“ An der Universität Aleppo, an der ich zwischen 2009 und 2012 immer wieder lehrte, dekorierten meine Studentinnen das Audimax mit Blumen. Sie versprühten Jasminduft aus Dosen, waren begierig darauf, mit mir shoppen zu gehen, beobachteten meine Vorlieben und schenkten mir all das, worauf mein Auge fiel: Bilderrahmen aus Kamelknochen, Datteln, Bücher und Kalligrafie.

Passiv lernen, die reine Aufnahme und Wiedergabe von Informationen, ist Stärke aller Studierenden vom Iran bis Marokko. Sie gehen davon aus, dass das genügt, um selbst mehr zu wissen. Alles, was irgendwie ver-

wertbar erscheint, wird dokumentiert, mitgeschnitten, mitgeschrieben, kopiert, konserviert – so auch meine Veranstaltungen. Die Hoffnung ist, auf diese Weise dem Geheimnis „made in Germany“ auf die Spur zu kommen. Für mich als Lehrende heißt das: Um die Studierenden wirklich zum Mitmachen zu bewegen, müssen sie kapieren, dass es um sie geht, um ihren Alltag, ihr Leben.

Zu Beginn jeder Veranstaltung zeige ich Fotos, die ich im Land der Studierenden gemacht habe und erzähle aus meinem Alltag. All dies führt bei den Studenten zu Wertschätzung und Aufmerksamkeit, denn sie wissen, dass ich ihr Land, die Menschen, ihre Kultur, ihre Religion achte und respektiere. Ich kläre immer auch, ob ich sie direkt und mit Namen in der Vorlesung ansprechen kann. Komplette verschleierte Frauen bitte ich, sie kurz berühren zu dürfen, weil es für mich als Lehrerin wichtig ist, eine Vorstellung davon zu erhalten, wie sie aussehen. Spätestens nach der dritten Veranstaltung legen die Vollverschleierte dann ihre Scheu ab, nehmen mich mit auf die Damentoilette, lüften ihre Schleier und betonen, wie viel Mut ich ihnen mache.

Eine große Hürde ist Gruppenarbeit, auch ist es für die Studenten unvorstellbar, direkt Kontakt zu Firmen aufzunehmen. Bringt man ihnen indes die Industrievertreter in die Hochschule mit, so lassen sie nicht mehr locker mit Fragen und ihrem grenzenlosen Begehren, etwas über die Welt da draußen zu erfahren.

Kein Mensch wird hier jemals zugeben, dass er etwas nicht weiß. In Marrakesch gab ich ohne Lesebrille meinem Fahrer versehentlich eine Adresse in Casablanca (einige Hundert Kilometer entfernt) und fragte ihn, ob

er die Anschrift in Marrakesch auch kenne. Er sagte „ja“ und fuhr dann 90 Minuten im Kreis.

Seitdem führe ich für meine Studierenden ein Buch der 100 besten Lügen: In Deutschland häufen sich zu Prüfungsterminen langweilige Atteste, in Arabien hingegen wispern und raunen die Studierenden Vorfälle, Unfälle, Todesfälle, Dramen direkt ins Ohr der Professorin. Nachfragen verbieten sich von selbst, auch wenn der Opa zum vierten Mal stirbt.

Wenn die Studenten aber wirklich etwas eint, ist das die Sehnsucht nach einem besseren und komfortableren Leben. Sie haben genug vom Stillstand und orientieren sich am Wohlstandsniveau des Westens. Kopftuch, Hidschab oder Tschador hindern die Frauen nicht daran, in ihrer Freizeit auf dem Uni-Campus begeistert Federball, Volleyball oder Fußball zu spielen.

Andererseits suchen sie ihre kulturelle Identität zu erhalten – nicht nur ihre religiösen Wurzeln, sondern auch ihre Liebe zur Literatur. Die Gedichte von Hafis aufzusagen ist keine Seltenheit im Uni-Betrieb.

So verglich ein Universitätsmitarbeiter zum Abschluss einer Konferenz am Kaspischen Meer den Bereich des Wissensmanagements mit einer Harfe. Das mag ungewöhnlich klingen. Aber als er seine Rede beendet hatte, weinten wir vor Rührung. (*Edda Pulst, gleichlautend auch in „Die Zeit“, Chancen = S. 59, Do., 16.07.2015*)



Informatik-Studentinnen begrüßen die Autorin in Tripolis. Foto: priv.

Gute Technik, gutes Bier

Dem Ruf Deutschlands als Land von guter Ingenieurwissenschaft und Technik folgten Qi Liu (25) und Victor Tiong (23) von der schottischen Universität Dundee an die Westfälische Hochschule in die Medizintechnikforschung in der Abteilung „Physikalische Technik“.

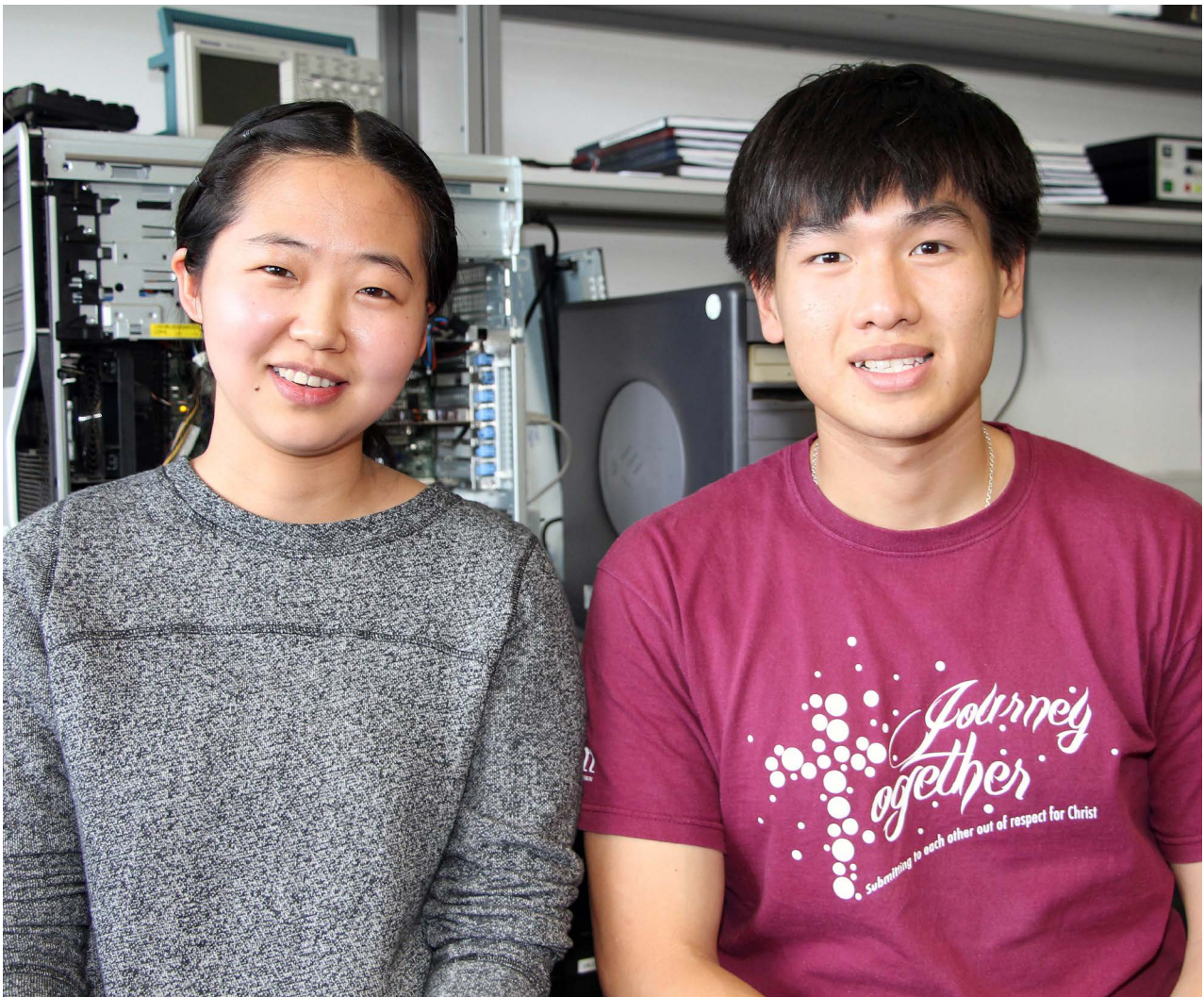
(BL) Schotten oder Briten sind sie aber beide nicht. Qi Liu kommt ursprünglich aus Tianjin in China, Victor Tiong aus dem malaysischen Bundesstaat Sarawak. Nach Deutschland kamen sie mit dem EU-Bildungsprogramm „Erasmus+“ und auf Empfehlung ihrer Dozentin Zhihong Huang an der Universität von Dundee, wo beide im Master-Studiengang für Medizintechnik („biomedical Engineering“) sind.

In Gelsenkirchen schrieben sie unter der Leitung von Prof. Dr. Waldemar Zylka von Mai bis Anfang September an ihren Masterarbeiten. Qi kümmert sich darin um Einflüsse von Magnetresonanztomografen auf metallische Implantate bei der Behandlung von Wirbelsäulenerkrankungen.

Tiong arbeitet an einer Datenauswertung, wenn intuitive Körperbewegungen Maschinen steuern sollen.

Qi ist von Deutschland und vor allem den Deutschen begeistert: „Ich dachte, die sind alle so streng, aber in Wirklichkeit sind sie sehr freundlich und ich fühle mich wohl“, sagt sie, allerdings auf Englisch. An die schwierige deutsche Sprache trauen sich beide Austauschstudenten nicht so recht heran. Trotzdem fühlen sie sich unter ihren Mitstudierenden gut aufgehoben und haben unter der Betreuung von Regina Klauke vom Team für internationale Studierende auch schon so manchen Ausflug gemacht, um Deutschland und Europa kennenzulernen. Qis Favorit war Paris, Tiong gefiel vor allem Budapest.

Wenn die beiden Studierenden zum Ende des Sommers nach Schottland zurückkehren, will Victor Tiong ein paar Tafeln deutsche Schokolade als Souvenir einpacken, Qi Liu packt lieber ein paar Flaschen Bier in ihren Koffer. Das Bier sei in Großbritannien zwar auch gut, aber deutsches Bier sei noch besser.



Qi Liu (25) aus China (l.) und Victor Tiong (23) aus Malaysia sind Studierende der Universität Dundee und im Rahmen der Kooperation mit der Westfälischen Hochschule über das Erasmus-Studienförderprogramm für vier Monate in der Medizintechnikforschung auf Master-Niveau in der Abteilung „Physikalische Technik“. Foto: WH/BL



Ende Juni erhielt Philipp Neuhaus (23, Mitte), der den dualen Studiengang der Elektrotechnik in Gelsenkirchen studiert, sein Abschluss-Prüfungszeugnis zum Elektroniker für Automatisierungstechnik von der IHK Nord-Westfalen. Seine Gesamtnote: sehr gut. Sein Ausbilder an der Westfälischen Hochschule war Cristian Mutascu (l.). Prof. Dr. Michael Brodmann (r.) bot vor etwa sechs Jahren an der Hochschule im Bereich der Elektrotechnik die Möglichkeit eines dualen Studiums – einer Kombination aus Ausbildung und parallelem Studium – erstmalig an. Neuhaus ist bereits der dritte erfolgreiche Auszubildende. Foto: WH/MV

Mit Engagement zum guten Abschluss

Philipp Neuhaus (23) studiert an der Westfälischen Hochschule in Gelsenkirchen den dualen Studiengang Elektrotechnik. Vor zwei Jahren begann er – ebenfalls an der Westfälischen Hochschule – seine Ausbildung zum Elektroniker für Automatisierungstechnik, die er Ende Juni mit der Gesamtnote „sehr gut“ abschloss. Jetzt fehlt ihm „nur“ noch der Bachelorgrad, den ein duales Studium parallel zur Ausbildung als Abschluss bietet.

(MV) Als Philipp Neuhaus (23) sich vor zwei Jahren für das duale Studium der Elektrotechnik an der Westfälischen Hochschule bewarb, hatte er bereits erste Erfahrungen als Student sammeln können. Zuvor hatte er sich für das Studienfach „Meteorologie und Geophysik“ an der Universität in Köln eingeschrieben, stellte dann aber fest, dass ihm das gewählte Studium zu theoretisch war. Auf der Suche nach Alternativen erfuhr er durch die Plattform www.mein-duales-studium.de, dass es möglich ist, eine Ausbildung mit einem Studium zu kombinieren. Und das es an der Westfälischen Hochschule in einem Studiengang möglich ist, dort auch die betriebliche Ausbildung zu machen. Neuhaus bewarb sich auf die freie Stelle am Westfälischen Energieinstitut in Gelsenkirchen.

Unter mehreren Bewerberinnen und Bewerbern konnte er sich durchsetzen und startete im September 2013 mit der Ausbildung zum Elektroniker für Automatisierungstechnik. „Genau das Richtige für mich“, resümiert Neuhaus rückblickend, „ich bin super zufrieden mit meiner Entscheidung, da ich durch die handwerkliche Komponente während der Ausbildung auch theoretische Projekte praktisch umsetzen.“ Auch sein Ausbilder Cristian Mutascu, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Energieinstitut, ist stolz auf seinen Schützling: „Philipp erwies sich als Glücksgriff. Er hat nicht nur einfach etwas gelernt, sondern er entwickelt Dinge und Grundideen auch weiter,“ schwärmt Mutascu über Philipp Neuhaus.

Parallel zur Ausbildung besuchte Neuhaus bereits Vorlesungen des Studiengangs Elektrotechnik in Gelsenkirchen. „Der Lernstoff von den ersten zwei Semes-

tern ist beim dualen Studium auf vier verteilt“, erläutert Philipp Neuhaus, „dadurch ist die Belastung, neben der Ausbildung das Studium zu leisten, anspruchsvoll, aber machbar.“ Nach dem in Kürze anstehenden Bachelor-Abschluss kann sich Neuhaus auch gut vorstellen, den Master-Abschluss noch anzuhängen.

Für seine Ausbildung ist Philipp Neuhaus von Essen nach Gelsenkirchen gezogen. Ihm gefällt es hier sehr gut. Am Westfälischen Energieinstitut und während seiner Ausbildung hat er viel über „Speicherprogrammierbare Steuerungen“, kurz SPS, gelernt, sodass er nun sogar eine Halbtagsstelle als nichtwissenschaftlicher Mitarbeiter an der Westfälischen Hochschule bekommen hat. Zurzeit befasst er sich mit der Inbetriebnahme von Prüfständen für Brennstoffzellen und Elektrolyseure. Auch einen Arbeitsplatz für die Erstellung von 3D-Modellen hat Neuhaus eingerichtet. „Gut, dass die Auszubildenden hier bleiben können“, freut sich Neuhaus-Ausbilder Cristian Mutascu auch über das Engagement von Institutsdirektor Prof. Dr. Michael Brodmann. „Brodmann ist die treibende Kraft für die Auszubildenden-Stellen im Energieinstitut der Westfälischen Hochschule und der vierte in Folge, Daniel Burow (18), hat bei uns im August begonnen“, so Mutascu weiter. „Auch innerhalb des Teams hilft es, wenn die Vorgänger den neuen Auszubildenden mit einbinden.“ Zudem hatte die Westfälische Hochschule einen weiteren Grund sich zu freuen: Die IHK Nord-Westfalen hat der Hochschule für die Ausbildungsleistung eine Anerkennungsurkunde als „sehr guter Ausbildungsbetrieb“ verliehen.

Nicken heißt umblättern

Körpersprache ist ein Teil der zwischenmenschlichen Kommunikation. Körperbewegungen werden heute aber auch schon als Kommunikationsmittel zu Spielecomputern wie „Kinect“ oder „Wii“ benutzt. Eine sehr ernste und zugleich hilfreiche Anwendung von „Körpersprache“ erforscht die Doktorandin Nina Rudigkeit in der Gelsenkirchener Abteilung „Physikalische Technik“. Sie arbeitet an der Steuerung von Robotern mittels Kopfbewegungen und damit an einer Alltagshilfe für Menschen, die infolge einer Querschnittslähmung ihre Arme und Beine nicht benutzen können.

(BL) Zur Menschenrechtskonvention der Vereinten Nationen für Behinderte gehört auch der Anspruch auf Selbstbestimmung und damit möglichst weitreichender Autonomie. „Dieser Anspruch ist je nach körperlicher Einschränkung technisch sehr schwierig zu verwirklichen“, so Nina Rudigkeit (29). „Hinzu kommt, dass sich die High-Tech-Hilfsmittel für die Hersteller technischer Geräte trotzdem ökonomisch rechnen müssen, was zugleich bedeutet, dass sie so preiswert sind, dass sich Krankenkassen diese Hilfsmittel für ihre Mitgliedspatienten leisten können.“

Nina Rudigkeit stellt sich dieser Herausforderung in ihrer Doktorarbeit, die sie unter der Betreuung von Prof. Dr. Marion Gebhard an der Westfälischen Hochschule schreibt. Promotionspartner ist die Universität Bremen.

Nina Rudigkeit hat in Gelsenkirchen bereits den Bachelor-Abschluss in Mikro- und Medizintechnik gemacht, bevor sie zum Masterstudium in medizinischen Ingenieurwissenschaften an die Universität in Lübeck ging. Ihre Masterarbeit bezog sich auf das Thema Prothetik und entstand bei einem Medizintechnikunternehmen. Die akademische Ausbildung von Nina Rudigkeit mündete dann in das Angebot zur Promotion.

Dabei entwickelt Nina Rudigkeit ein Steuerungsmodell für einen Roboterarm, der für stark bewegungseingeschränkte Menschen einfache Greifaufgaben erledigen soll. Wenn das gelingt, bedeute das für diese Menschen mehr Autonomie im täg-



Noch ist der Sensor zur Erfassung der Kopfbewegungen für die Robotersteuerung an einem Haarreifen befestigt. Mit ihm testet Nina Rudigkeit, wie sich Kopfbewegungen in Steuersignale für den Roboterarm umsetzen lassen. Später im Projekt soll die Steuerung noch getestet werden. Dann wird am Ende des Roboterarms eine Greifhand montiert, die beispielsweise Bücher greift, ablegt und aufschlägt.

Foto: WH/BL

lichen Leben: „Beispielsweise wenn der Roboterarm zum Schluss ein Buch greifen und für den Rollstuhlfahrer aufschlagen und umblättern kann, bedeutet das für den Rollstuhlfahrer, dass er ohne Helfer selbst entscheidet, was und wie viel er lesen will.“, erläutert Nina Rudigkeit ihr Ziel. Um technisch dorthin zu kommen setzt sie ganz auf den Kopf der Nutzer, den die allermeisten noch bewusst bewegen können. Aus deren Kopfbewegungen sollen Steuerungsbefehle für Roboterarme werden.

Hierfür bekommt der Nutzer einen Sensor auf den Kopf, der gleich mehrere physikalische Größen wie Drehraten, Beschleunigung und Magnetfelder in allen drei Raumachsen misst, damit die jeweilige Lage des Kopfes kennt und aus der Lageänderung die Robotersteuerung errechnet. Für den Nutzer heißt das, er muss lernen und üben, wie er den Kopf neigt, dreht oder bewegt, um den Roboterarm exakt die Bewegung ausführen zu lassen, die er möchte. Das ist nicht leicht, denn am Ende könnte

es heißen: „Du musst nicken, damit der Arm greift“. Mathematische Verfahren sorgen dafür, dass unbewusste Bewegungen nicht zu ungewollten Aktionen führen.

„Natürlich versuche ich, die Kopfbewegungen möglichst so umzusetzen, dass der Nutzer intuitiv die richtigen Bewegungen für die gewünschten Aktionen ausführt“, erzählt Rudigkeit und testet daher alles erst einmal mit dem eigenen Kopf. In der Phase von Forschung und Entwicklung ist der Sensor dazu noch auf einem Haarreifen befestigt. Später will Rudigkeit die Sensoren am liebsten an einem Bügel unterbringen, der wie bei einem Headset an das Ohr geklemmt wird: „Solche Bügel sind optisch unauffällig und daher gesellschaftlich akzeptiert. Außerdem sitzen sie auch fester als Haarreifen.“

Auf Bücher aus Papier ist Nina Rudigkeit übrigens nicht fixiert. „Wer das E-Book auf dem Lesegerät vorzieht, kann mit einer Kopfbewegung elektronisch umblättern.“



Prof. Dr. Christian Schröder (l.) stellte gemeinsam mit Hochschulabsolvent Maximilian Malberger (Mitte, mit Prüfkörper) ein neues Prüfverfahren im Strahlentherapiezentrum Emscher-Lippe (StZEL) vor. Dadurch bleibt die Behandlung von Patienten genau und die Qualitätssicherung innerhalb der Strahlentherapie wird vereinfacht. Dr. Oliver Schneider (r.), Radioonkologe am Therapiezentrum, will die Zusammenarbeit mit der Westfälischen Hochschule fortsetzen. Foto: WH

Prüfverfahren hilft Patienten und Medizinern bei einer Strahlentherapie

Maximilian Malberger (25), Absolvent der Westfälischen Hochschule in Gelsenkirchen, entwickelte im Rahmen seiner Bachelor-Abschlussarbeit ein Prüfverfahren für eine Strahlentherapie am Strahlentherapiezentrum Emscher-Lippe. Malberger studierte Medizintechnik und ging mit seiner Abschlussarbeit in den Praxistest.

(MV) Das Strahlentherapiezentrum Emscher-Lippe (StZEL) ist in den Räumen des St. Josef-Hospitals in Gelsenkirchen-Horst beheimatet und setzt dort im Rahmen von Krebsbehandlungen moderne Linearbeschleuniger ein, die eine hochpräzise Behandlung von Tumoren ermöglichen. Im Strahlentherapiezentrum wird der zu behandelnde Bereich zunächst dreidimensional durch einen Computertomografen aufgezeichnet. Anschließend wird vor der Strahlentherapie dann eine exakte medizinisch-physikalische Planung durchgeführt, sodass ein Tumor präzise erfasst und das umgebende gesunde Gewebe bestmöglich geschont wird. Sogar die Bewegungen, die durch die Atmung des Patienten entstehen, fließen mit in die Behandlungsplanung ein.

„Maximilian Malberger gelang es in seiner Arbeit einen neuen Prüfkörper zu entwickeln, der nicht nur die Anforderungen der neuen DIN-Vorschriften erfüllt, sondern darüber hinaus mehr Informationen über die Qualität des Strahlengangs liefert“, berichtet Prof. Dr. Christian Schröder, der an der Westfälischen Hochschule Mikrosystem- und Feinwerktechnik sowie Mechatronik lehrt und die Arbeit von Malberger betreute. „Zudem lässt sich dieses Prüfverfahren unkompliziert anwenden, was die teilweise täglich durchgeführten Kontrollen deutlich erleichtert.“

Der Therapieerfolg hängt maßgeblich davon ab, dass alle Teilschritte der Behandlung präzise aufeinander abgestimmt sind. Die genaue Lokalisierung des Krankheitsherdes, die exakte Definition des zu bestrahlenden Gewebes und nicht zuletzt die Positionierung des Patienten werden millimetergenau miteinander verknüpft.

„Die Präzision des Gesamtsystems muss durch Kontrollen regelmäßig überprüft werden. Dabei werden speziell geformte Prüfkörper anstelle des Patienten im Strahlengang des Linearbeschleunigers platziert, um auf diesem Wege geometrische Abweichungen vor der Behandlung zu erkennen und gegebenenfalls zu korrigieren“, erläutert Malberger die Herausforderung für seine Arbeit.

Prof. Dr. Christian Schröder stellte gemeinsam mit Maximilian Malberger das neue Prüfverfahren im Gelsenkirchener Strahlentherapiezentrum vor. Dr. Oliver Schneider, Radioonkologe am Therapiezentrum, beeindruckte das Ergebnis der Arbeit des Gelsenkirchener Medizintechnik-Absolventen und er will die Zusammenarbeit mit der Westfälischen Hochschule zukünftig fortsetzen. Malberger konnte sich durch seine gute Abschlussarbeit zugleich auch einen Arbeitsplatz beim Strahlentherapiezentrum in Gelsenkirchen sichern.

Kleben mit Äpfeln

Prof. Dr. Klaus-Uwe Koch von der Hochschulabteilung Recklinghausen beteiligt sich an einem Forschungsprojekt, das Klebstoffe aus Apfeltrester für Flaschenetiketten nutzen will. Damit wollen die Wissenschaftler auf Erdöl basierende Klebstoffe ersetzen, um der Abhängigkeit vom Ölpreis zu entfliehen. Außerdem ist es ein Beitrag zur Steigerung der Nutzung nachwachsender Rohstoffe.

Stand der Technik im Bereich der Klebstoffe ist der Einsatz von synthetischen Rohstoffen auf der Basis von Naphta/Erdöl. Die Abhängigkeit von Erdölpreisen bei synthetischen Rohstoffen sowie die Thematik der endlichen Ressourcen ist allgemein ein treibender Wettbewerbsfaktor der Industrie und fordert oft die Nutzung nachwachsender Rohstoffe. Teilweise werden heute schon mit Kasein oder Stärke nachwachsende Rohstoffe für Etikettierklebstoffe eingesetzt, jedoch limitieren deren Nachteile (Preisschwankungen, Verfügbarkeit, Wettbewerb zu Nahrungsmitteln) den industriellen Einsatz stark.

Ein Forschungsprojekt, an dem neben Dr. Esther Sendtko, Dr. Katharina Knopf und Prof. Dr. Ernst Cleve von der Hochschule Niederrhein sowie der „cph Deutschland Chemie Produktions- und Handelsgesellschaft“ als Industriepartner Prof. Dr. Klaus-Uwe Koch von der Recklinghäuser Hochschulabteilung beteiligt ist, will prüfen, ob sich gemahlener und frischer Apfeltrester als Ausgangsprodukt eines neuartigen Klebstoffes oder als Zusatzkomponente in etablierten Klebstoffen eignet. Apfeltrester steht als Abfallprodukt bei der Safftherstellung in großen Mengen zur Verfügung und ist, soweit bekannt, bisher nicht als Klebstoffkomponente angewendet worden, sodass dieses Projekt einen ganz neuen Ansatz für Klebstoffe auf Basis nachwachsender Rohstoffe bietet. Die Verwendung von Apfelpulver/trester als Klebstoffbestandteil soll eine kostenintensive Herstellung von Klebstoffkomponenten überflüssig machen und zudem ein Produkt ergeben, das keine Gefährdung der Umwelt darstellt und daneben auch ohne Lösemittel auskommt.

Zunächst wurde Apfeltrester analysiert und verschiedenen Aufschlussverfahren – thermisch, enzymatisch, mechanisch – unterzogen. Ziel war eine Homogenisierung des gesamten Apfelpulvers sowie die Isolation verschiedener Bestandteile als

mögliche Klebstoffkomponenten. Bei Betrachtung aller Ergebnisse zeigen die flüssigen Phasen der kombinierten Zellaufschlüsse (enzymatisch mit Cellulase mit anschließender Dampfsterilisation) des frischen Apfeltresters in Gemischen mit Pektin (extrahierter Bestandteil von Apfeltrestern) und Methylcellulose die „besten“ Eigenschaften zur Herstellung eines neuartigen Klebstoffes.

Nachteil der Verwendung von frischem Apfeltrester ist die schnelle Verderblichkeit, sodass entweder eine saisonale Produktion des Klebstoff-

fes stattfinden oder eine Lagerung gewährleistet sein muss (beispielsweise das Einfrieren von frischem Trester oder die Zwischenlagerung der flüssigen Phase).

Denkbar wäre der Klebstoffeinsatz im Bereich der Nassklebstoffe. Sie werden in der Getränke- und Lebensmittelindustrie, bei der Zigarettenherstellung und bei Verpackungen eingesetzt. Es gelten hohe Anforderungen an die Kleeigenschaften wie Eiswasser- und Kondenswasserbeständigkeit, Klebkraft, Ablöseverhalten und Abbaubarkeit beispielsweise bei der Flaschenreinigung. Im Anbringungsbereich sind zusätzlich eine hohe Nassklebkraft, Trocknungsgeschwindigkeit, Viskosität, Lagerstabilität, geringer Verbrauch und eine leichte Maschinengängigkeit gefordert. Die entwickelten Klebstoffformulierungen aus Apfeltrester werden derzeit zur Überprüfung der Eignung, Nutzung und Verbreitung im Etikettierklebstoffbereich industriell getestet. (Ernst Cleve/Hochschule Niederrhein)



Zielgenau haben Wissenschaftler der Westfälischen Hochschule, der Hochschule Niederrhein und der „cph Deutschland Chemie Produktions- und Handelsgesellschaft“ Rückstände aus der Apfelsafftherstellung als Basis für die Entwicklung eines Etikettierklebstoffs ins Auge gefasst. Foto: WH/BL

Kleben mit Apfeltrester

Zuwendung für Forschung, Innovation und Technologie des Landes NRW (FIT) – Zuwendung im Rahmen des Ziel-2-Programms 2007-2013 (EFRE)

Wettbewerb: CheK.NRW 3. Call

Projekt: w1102ck014c – Entwicklung eines Etikettierklebstoffes auf Basis von Apfel-Trester (nachwachsende Rohstoffe), Förderkennzeichen 3101 004 02



EUROPÄISCHE UNION
Investition in unsere Zukunft
Europäischer Fonds
für regionale Entwicklung

Ministerium für Wirtschaft, Energie,
Industrie, Mittelstand und Handwerk
des Landes Nordrhein-Westfalen



Ziel2.NRW
Regionale Wettbewerbsfähigkeit und Beschäftigung

Westfälische Hochschule wurde Wahlstelle für DFG-Fachkollegien

Seit diesem Jahr ist die Westfälische Hochschule Wahlstelle für die Wahlen zu den Fachkollegien der DFG (Deutsche Forschungsgemeinschaft). Im Moment wird ein Verzeichnis der wahlberechtigten Wissenschaftler an der Westfälischen Hochschule erarbeitet, die Wahlen laufen online vom 26. Oktober bis 23. November.

(BL) Mitmachen lohnt sich für die Wissenschaftler der Westfälischen Hochschule, so die Meinung des Technologietransfers, denn die Fachkollegien der DFG stellen die Gutachter für Förderanträge bei der DFG. „Wenn wir als Fachhochschule in diesem Verfahren erfolgreich sein wollen, brauchen wir in den Fachkollegien Gutachter, die die Handschrift der Fachhochschulen lesen können“, so Dr. Elisabeth Birkenstaedt vom Technologietransfer. Forschung müsse an den Fachhochschulen weniger unter der Überschrift Grundlagenforschung und mehr als Forschung und Entwicklung verstanden werden. Daher sei es wichtig, bei der Wahl genau hinzuschauen, welche Kandidaten geeignet seien, Forschung an Fachhochschulen praxissgerecht beurteilen zu können. Zurzeit wird das Wählerverzeichnis erstellt. Wahlberechtigt sind alle Personen mit Professur inklusive Professorenvertretern, Personen mit Honorar- oder Gast- vor dem Professor, im

Ruhestand befindlicher Professoren und Professorinnen sowie Privatdozenten und ähnliche Personen. Außerdem dürfen alle Wissenschaftler mit Promotion wählen, die Art des Arbeitsvertrags ist unerheblich. Eine solche Liste fehlerfrei zu erstellen, ist aufgrund der Vielfalt von Wahlberechtigungen eine knifflige Aufgabe, um die sich Elisabeth Birkenstaedt gemeinsam mit Jörg Sudholt vom Dezernat für akademische Angelegenheiten kümmert. Sie haben zunächst

eine Mail an alle „Wissenschaftler“ geschickt und eine zweite Mail an die Mitglieder ihrer Wahlliste. Sollte sich jemand vermissen, sollte er sich an Jörg Sudholt wenden. Das gilt auch für alle, die gar keine Mail bekommen haben, sich aber als wahlberechtigt einstufen.

Weitere Informationen:

http://www.dfg.de/dfg_profil/gremien/fachkollegien/fk_wahl2015/index.jsp

Fachkollegien

Die Fachkollegien der DFG bewerten die Anträge auf finanzielle Förderung von Forschungsvorhaben. Sie kontrollieren dabei auch die Wahrung einheitlicher Maßstäbe bei der Begutachtung. Zu Fragen der Weiterentwicklung und Ausgestaltung der Förderprogramme der DFG wird ihr Rat gehört. Die Mitglieder der Fachkollegien werden von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern nach Maßgabe einer vom Senat zu erlassenden Wahlordnung auf vier Jahre gewählt. Sie sind entsprechend dem Schwerpunkt ihrer wissenschaftlichen Arbeit jeweils einem Fach zugeordnet. Mehrere miteinander wissenschaftlich verzahnte Fächer bilden ein Fachkollegium. Die Struktur der Fächer und Fachkollegien wird vom Senat der DFG alle vier Jahre im Rahmen der Vorbereitung jeder Wahl der Mitglieder der Fachkollegien überprüft und – sofern erforderlich – neu festgelegt. Für jedes Fach werden mindestens zwei Vertreterinnen oder Vertreter gewählt. Im Übrigen ist die Anzahl der Fachvertreterinnen beziehungsweise Fachvertreter je Fach insbesondere davon abhängig, wie viele Förderanträge in diesem Fachgebiet zu begutachten und zu bewerten sind. Die Fachkollegien geben sich eine Geschäftsordnung, die vom Senat zu genehmigen ist und wählen eine Sprecherin oder einen Sprecher sowie deren Stellvertretung.

Quelle: dfg.de



Sitzung des Fachkollegiums „Außereuropäische Sprachen und Kulturen, Sozial- und Kulturanthropologie, Judaistik und Religionswissenschaft“ in Bonn. Foto: DFG/Eric Lichtenscheidt



Im Ruhrgebiet gibt es viele ehemalige Montanstandorte, die für nachhaltige Standortentwicklung geeignet erscheinen. Systematische Informationen zur früheren und heutigen Nutzung fehlen aber oft. Foto/Montage: IAT

Montanstandorte an der Ruhr

Welche Flächen lassen sich wie nutzen und entwickeln? Aktuelle IAT-Publikation zu Problemen der Datenerhebung als Grundlage für künftige Stadt- und Regionalentwicklung.

(CB) Mit dem Niedergang der Montanindustrie an der Ruhr verloren nicht nur Hunderttausende Bergleute und Stahlarbeiter ihren Arbeitsplatz, sondern auch Tausende Hektar von Flächen ihre montanindustrielle Nutzung. Die Nachnutzung solcher Flächen stellt auch heute noch eine der großen Herausforderungen des Strukturwandels dar. „Gegenwärtig gibt es aber keine systematische Erhebung grundlegender Daten zu Montanflächen und auch keine Kenntnis darüber, welche Flächen in ihrer Gesamtheit überhaupt montanindustriell genutzt wurden.“ Das zeigt ein aktueller Forschungsbericht aus dem Institut Arbeit und Technik (IAT).

Im Rahmen des Projektes „CultNature“, das ehemalige Montanflächen mittels Biomasse, Wind und Fotovoltaik energetisch nutzt, um Standorte und Stadtquartiere attraktiver zu machen, hat sich das Institut Arbeit und Technik in den letzten drei Jahren auch mit der Identifizierung und Erhebung von Bergbauflächen befasst. Dabei zeigte sich, dass grundlegende Informationen zur aktuellen Nutzung,

zu Nutzungswandel, Zustand, Restriktionen oder siedlungsräumlichen Funktionen vieler Flächen fehlen.

Kenntnisse über Entwicklung und Zustand dieser ehemaligen (und (noch) aktuell montanindustriell genutzten) Flächen wären jedoch ein wichtiger Baustein, um Nachnutzungskonzeptionen im Kontext der Flächenentwicklung und den damit einhergehenden sozialen, ökonomischen und siedlungsstrukturellen Transformationsprozessen bewerten und entscheiden zu können, schreiben die Autoren Benedikt Leisering, Dr. Michael Krüger-Charlé und David Becker.

Gerade vor dem Hintergrund noch nicht bewältigter Problemfelder des Strukturwandels besteht ein erhöhter Problemdruck und damit auch ein erhöhter Handlungsbedarf für die Stadt- und Regionalentwicklung des RVR-Gebiets (Regionalverband Ruhr). In diesem Zusammenhang spielen die Altflächen in der Metropole Ruhr aufgrund ihrer siedlungsräumlichen Verteilung und Lage sowie ihrer Anzahl und Größe eine nicht zu unterschätzende Rolle. „So wäre die Erhebung von Datengrundlagen für ehemalige und noch in aktueller Nutzung befindlicher Montanstandorte nicht nur für die Wiedernutzbarmachung ehemaliger Montanflächen von Bedeutung, sondern generell für Strategien der Stadt- und Regionalent-

wicklung sowie der Strukturpolitik, die sich auf den gesamten Siedlungsraum des Ruhrgebiets beziehen.“ Auch die für das Ruhrgebiet typischen Debatten über Flächennutzungskonkurrenzen wie beispielsweise beim „New Park Projekt“ im Kreis Recklinghausen könnten mit diesen Informationen versachlicht und entschärft werden.

„CultNature“ ist ein Projekt zur nachhaltigen Stadt- und Regionalentwicklung in nordrhein-westfälischen Bergbaurückzugsgebieten, das vom Institut Arbeit und Technik in Zusammenarbeit mit „RAG Montan Immobilien“ und „NRWUrban“ sowie mit „Kipar Landschaftsarchitekten“ und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus mehreren Hochschulen durchgeführt wird. Die darin entwickelten Gestaltungsszenarien reichen von temporären bis hin zu dauerhaften Nutzungsoptionen und beziehen neben der Herstellung und Verwertung erneuerbarer Energien alle Nutzungsarten von gewerblich/industriell über Wohnraum bis hin zu Freiraum und Grünflächen mit ein. Auf dieser Grundlage soll ein Beitrag zum strategischen Flächenmanagement im Ruhrgebiet wie auch zur Gestaltung der Energiewende und des Klimawandels in der Region geleistet werden.

Studie:

<http://www.iat.eu/forschung-aktuell/2015/fa2015-08.pdf>

Roboter wird zu Alleskönner

Das Software-Projekt von acht Informatik-Studierenden hat der kontinuierlichen Rettungsroboter-entwicklung unter der Leitung von Prof. Dr. Hartmut Surmann eine neue, dritte Generation hinzugefügt.

(BL) Er kann (fast) alles: fahren, finden, sehen, hören, aufzeichnen. Und damit zur Rettung von verunglückten Personen beitragen und zur Sichtung von Katastrophenorten etwa nach Erdbeben oder Explosionen. Aufbauend auf den Ergebnissen früherer Studierendengruppen haben Laura Gigante, Marcel Horst, Dennis Hofes, Mahbube Ardani, Christian Jestel, Gerhard Senkowski, Andreas Münch und Armstrong Sabum ein Semester lang die nächste Generation eines kleinen, mobilen Rettungsroboters gebaut.

Zum ersten Mal kam dabei ein Smartphone als technische Baugruppe ins Spiel. Dem Roboter auf den Rücken geschnallt oder sollte man besser sagen „auf den Kopf montiert“ liefert es über seine Vorwärtskamera die Zielachse und erlaubt über seine Rückwärtskamera den Blick in die Gegenrichtung. Ein spezielles, von den Studierenden entwickeltes Mini-Stereo-Kamerasystem mit einer Vorrichtung zum Schwenken und Neigen liefert eine Rundumsicht auf eine

3D-Brille vor den Augen des aus der Ferne steuernden Menschen.

Gesteuert wird der Roboter nicht über eine Joystick-Box, sondern über ein Spielzeug-Lenkrad inklusive der Pedale für Gas und Bremse. Der Roboter hilft aber auch selbst: Mit GPS oder über das W-LAN erkennt er seine Position. Und wenn er einen Flur entlang rollt, kann er aus den konvergierenden Linien der Wände den Fluchtpunkt am Ende des Tunnels selbst bestimmen und tragt autonom los. Allerdings nicht ungebremst: Ultraschallsensoren bremsen ihn vor Hindernissen aus, was besonders vor Glastüren praktisch ist.

Damit seine Kameraaugen genug sehen, kann der Roboter mit Scheinwerfern ausgerüstet werden. Und Ohren hat er auch: Das Smartphone-Mikrofon kann Töne aufzeichnen, speichern und auf fernen Lautsprechern abspielen. So kann der kontrollierende Mensch mit den Ohren des Roboters lauschen, ob eventuell noch Klopfzeichen von Verschütteten zu hören sind. Häufiger ist jedoch, dass der Roboter auf Zischgeräusche von kaputten Gasleitungen lauscht oder auf glucksendes Wasser, das Rohrbrüche zu erkennen gibt. Seine großen Räder lassen den Roboter ziemlich geländegängig agieren. Aber auch

er kann stolpern. Für den Fall, dass er umkippt, haben die Studierenden zwei Stemmbugel angebaut, die er dann seitlich ausfährt und sich selbst wieder aufrichtet. Das würde sich mancher Käfer, der auf dem Rücken landet, auch wünschen.

Doch auch für diese Robotergeneration hat die Zukunft schon fast begonnen. Dennis Hofes plant, die GPS-Navigation weiter zu entwickeln und daraus seine Bachelor-Arbeit zu machen. Dann soll der Roboter über GPS ganze Kontrollfahrten übernehmen können und beispielsweise regelmäßig kontrollieren, ob noch irgendwo Gas ausströmt. Eine weitere Entwicklungsachse könnte sein, dass der Roboter seine Daten direkt und weltweit übers Internet verbreiten kann. Dann können auch weit entfernte Experten das Rettungsteam vor Ort mit ihrem Rat verstärken.

Nur eines hat auch die dritte Rettungsrobotergeneration unter der Obhut von Hartmut Surmann nicht: einen Namen. „Die, die man ins Feuer schickt, bekommen keinen Namen“, zitiert Surmann eine ungeschriebene Regel der Rettungsleute, um Trauer für verlorenes Gerät vorzubeugen.

Video: <https://www.youtube.com/watch?v=J1LB6RdU8fo>



Rettungsroboter 3.0: Der kleine Roboter vorne kann fahren, sich orientieren, finden, sehen, hören und aufzeichnen. Seine Macher sind Laura Gigante (rechts am Steuer), Andreas Münch (daneben), Marcel Horst (am Laptop), Dennis Hofes (daneben), Gerhard Senkowski (mit der 3D-Brille) und Betreuer Prof. Dr. Hartmut Surmann. Auch im Team, aber nicht auf dem Bild waren Mahbube Ardani, Christian Jestel und Armstrong Sabum. Foto: WH/BL

Interdisziplinäres Symposium auf dem Gesundheitscampus Bochum:

Wohnformen **im Alter**

(CB) Der Anteil der Älteren in der Gesellschaft steigt in den nächsten Jahrzehnten deutlich an. Obwohl im Alter körperliche Einschränkungen, Demenz oder Erkrankungen tendenziell zunehmen, wollen viele Ältere möglichst selbstständig und selbstbestimmt wohnen. So sind in den letzten Jahren ganz unterschiedliche Wohnformen für Ältere entstanden: Neben dem Pflegeheim mit Rund-um-die-Uhr-Betreuung gibt es immer mehr ambulant betreute Wohngruppen und selbstorganisierte Mehrgenerationen-Wohnprojekte, in denen soziale Netz-

werke in der Nachbarschaft wichtige Funktionen übernehmen. Auch die Gebäudetechnik hat sich weiterentwickelt und ermöglicht mit entsprechenden technischen Umbauten auch den längeren Verbleib in den „eigenen vier Wänden“.

Diese Entwicklungen sind Thema beim interdisziplinären Symposium „Wohnformen im Alter“ am 24. September 2015 in Bochum. Die Veranstaltung wird gemeinsam organisiert vom Institut Arbeit und Technik und der Hochschule für Gesundheit (hsg) und findet in den neuen Räumlichkei-

ten der „hsg“ auf dem Gesundheitscampus NRW in Bochum statt. Das interdisziplinär besetzte Symposium „Wohnformen im Alter“ wird der Frage nachgehen, welchen Beitrag Architektur, Stadt- und Raumplanung, Technik, gesundheitliche Versorgung und soziale Netzwerke leisten können, ein Höchstmaß an selbstbestimmtem Wohnen und Leben zu ermöglichen und die soziale Einbettung von Älteren zu unterstützen.

Programm und Anmeldung:

http://www.iat.eu/files/wia_2015.pdf



Im neuen Veranstaltungsgebäude der Hochschule für Gesundheit auf dem Gesundheitscampus NRW in Bochum findet am 24. September das Symposium „Wohnformen im Alter“ statt. Foto: hsg Bochum

Kooperationsvereinbarung zum „TalentKolleg Ruhr“ unterzeichnet

Mit ihren Unterschriften haben am Dienstag, 16. Juni 2015, im Herner Rathaus Hernes Oberbürgermeister Horst Schiereck und der Präsident der Westfälischen Hochschule Gelsenkirchen, Bocholt, Recklinghausen, Prof. Dr. Bernd Kriesgesmann, die Einrichtung des „TalentKollegs Ruhr“ in Herne besiegelt.

Im Januar hatten Stadt und Hochschule gemeinsam darüber informiert, dass im ehemaligen Schulgebäude an der Viktor-Reuter-Straße künftig Talente, überwiegend aus Familien ohne akademischen Hintergrund,

an die für sie am besten geeignete Bildungsform und den passenden Beruf herangeführt werden sollen. Im Beisein von Vertretern der Stadt und der Hochschule hoben OB und Hochschulpräsident erneut die große Bedeutung des Projekts hervor. Es soll jungen Menschen die Chance geben, ihre oft selbst unterschätzten Talente zu heben. Bis zu 200 Talente können pro Jahr von dem Kolleg profitieren. Diese werden in Zusammenarbeit mit den weiterführenden Schulen von Talent-Scouts entdeckt.

Das „TalentkollegRuhr“ in Herne gehört zu einer gemeinsamen

Initiative der Universität Duisburg-Essen, der Fachhochschule Dortmund und der Westfälischen Hochschule. Gefördert wird es in den kommenden fünf Jahren mit 1,5 Millionen Euro für Personal- und Sachkosten von der Stiftung Mercator, die das Programm auch mitentwickelt hat. Für eben diese fünf Jahre wird das „TalentKolleg Ruhr“ auch seinen Standort zunächst in Herne haben. Das entsprechende Gebäude stellt die Stadt Herne kostenfrei bereit.

(Christoph Hüsken, Stadt Herne)



Hernes Oberbürgermeister Horst Schiereck (r.) und Prof. Dr. Bernd Kriesgesmann, Präsident der Westfälischen Hochschule, bei der Unterzeichnung der Kooperationsvereinbarung für das „TalentKolleg Ruhr“. Foto: Stadt Herne, Bildarchiv, Frank Dieper

Reife trifft Jugend

Die eigene Ausbildung war für die knapp 20 Teilnehmer einer Besuchergruppe des Orts- und Heimatkundevereins Gladbeck lange vorbei. Jetzt wollten sie sehen, wie heute moderne Hochschulausbildung geht.

(BL) Kurt Drexel, der die Idee für den Besuch hatte, hat selbst einmal in Buer studiert. Damals, als es noch den „Ingenieur graduert“ als Abschluss gab. Tatsächlich war er einer der letzten, der noch bei Prof. Erich Müller, dem ersten Direktor der Ingenieurschule Buer (1962 – 1971) als historischem Vorläufer der Westfälischen Hochschule im Studiengang Elektrotechnik die Ingenieurprüfung ablegte.

Wie viel sich seither geändert hat? Nahezu alles: Aus der Ingenieurschule wurde eine Fachhochschule, aus den graduerten Ingenieuren wurden Diplom-Ingenieure, heute werden

Bachelor- und Master-Abschlüsse vergeben. Studienrahmen, Fächerspektrum, Praxisnähe und internationale Ausrichtung waren die Themen einer Einführung, mit der Vizepräsidentin Prof. Dr. Katrin Hansen die Besucher ins Thema „Lehre“ einführte. Nach der Theorie ging es genau wie für die Studierenden in die Laborpraxis. Prof. Dr. Karin Kückelhaus und Frank Hartung gaben einen Einblick in Labore des Fachbereichs Maschinenbau und Facilities-Management. Speziell Systeme der elektrischen Gebäudeausrüstung warfen dabei exemplarisch ein Schlaglicht auf die Studierendenausbildung von heute.

Dass sich auch in der Welt der Bücher vieles geändert hat, erlebten die Besucher unter der Leitung von Marlies Wronka bei einem anschließenden Rundgang durch die Hochschulbibliothek in Gelsenkirchen.

Es habe sich wirklich viel geändert, so das Fazit von Kurt Drexel, bevor es zum Abschluss des Besuchs zu Kaffee und Kuchen in die Cafeteria ging, aber ein wenig sei es auch gewesen wie eine Rückkehr in ein früheres Zuhause, in dem man selbst zwischen Vorlesung und Übung seinen Weg in den Beruf suchte.

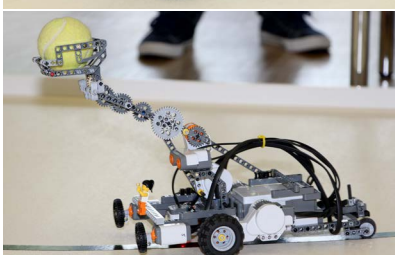
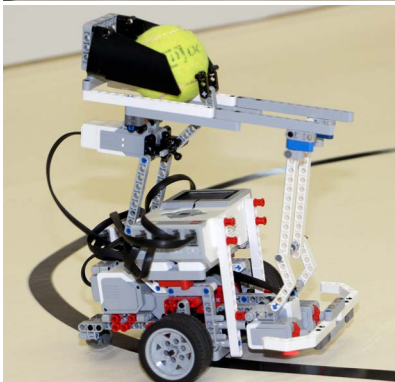
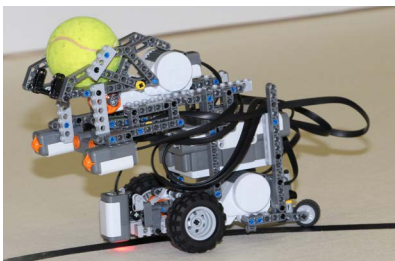


Mit Kurt Drexel (vor der Gruppe 3.v.l.) kamen Mitglieder des Orts- und Heimatkundevereins Gladbeck zu Besuch an die Westfälische Hochschule. Frank Hartung (l.) erläuterte, an welchen Systemen die Studierenden von heute die elektrische Gebäudeausrüstung erlernen. Foto: WH/BL

Über die Bande

Im Billard heißt „über die Bande“, dass die Kugel eine Seitenbegrenzung anläuft, dann aber aufs Spielfeld zurückrollt. Beim Lego-Roboterwettbewerb 2015 an der Westfälischen Hochschule wurde der Begriff wörtlich genommen: Nachdem der Roboter einer schwarzen Linie gefolgt war, musste er einen mitgeführten Tennisball über die höchste der vier Parcoursbegrenzungen ins Aus werfen.

(BL) Das war keine leichte Aufgabe für die 13 Teams von acht Schulen in Borken, Dülmen, Duisburg, Herten, Hünxe, Datteln und Wesel, die sich viel Mühe mit Bau und Programmierung ihrer kleinen Roboter aus elektronischen Legobauteilen gegeben hatten. Der eine oder andere Roboter verlor trotzdem auf dem Parcours nicht nur den Kurs, sondern auch seinen Tennisball oder fand am Ende nicht die richtige Bande, um den Ball abzuwerfen. Manchmal drehte der kleine Roboter auch programmverloren eine Pirouette, statt stringent der schwarzen Linie zu folgen. Neben der Lösung der Fachaufgabe galt es außerdem, schneller als die anderen Roboter zu sein. Am Ende siegten die Legofritzen vom Berufskolleg Wesel vor den „maniac robotfreaks“ vom städtischen Gymnasium Herten und dem „Team Günna“ vom Richard-von-Weizsäcker-Berufskolleg in Dülmen. Der jüngste Teilnehmer war erst zwölf. Andere steckten bereits in einer Berufsausbildung am Kolleg. Spannung und Spaß aber hatten alle. Dafür sorgten nicht nur der Wettkampf, sondern auch die Betreuung aus der Abteilung Elektrotech-



Die Schüler-teams verwendeten ganz unterschiedliche Konstruktionen, um den Tennisball auf dem selbst fahrenden Roboter zu transportieren und am Ende des Parcours abzuwerfen. Oben: der Roboter des späteren Siegerteams der Legofritzen aus Wesel; Mitte: der Roboter der zweitplatzierten „Maniac Robot Freaks“ aus Herten. Unten: „Team Günnas“ Roboter aus Dülmen, der auf Platz 3 kam. Alle Fotos: WH/BL

nik unter der Leitung von Robocom-Professor Markus Rüter und die lockere Moderation der Studenten Tom Schachtsiek und Jonas Bredel.

Auf die Gewinner warteten interessante Preise: Das erstplatzierte Team gewann eine Stunde auf dem Segway, die zweiten bekamen eine halbe Stunde, die drittplatzierten Gewinner freuten sich über einen Kinogutschein.

Video: <http://www.w-hs.de/robocom-2015-video>

Robocom

Der „Robot Competition“ findet seit 2009 an der Westfälischen Hochschule statt, sodass der diesjährige Roboterwettbewerb bereits der siebte war. Teilnehmen konnten Schülerteams der letzten drei Jahrgangsstufen der jeweiligen Schule. Die Westfälische Hochschule will mit dem Wettbewerb Schüler und Schülerinnen für Technik begeistern und auf die Chancen in technischen Studiengängen aufmerksam machen.



Auf den ersten Platz kamen die Legofritzen vom Berufskolleg Wesel. Links: Prof. Dr. Michael Brodmann, Vizepräsident für Forschung und Entwicklung an der Westfälischen Hochschule, 2.v.r.: Robocom-Professor Markus Rüter, rechts: Moderator Tom Schachtsiek, Student im Studiengang Journalismus und Public Relations.



Im „Parc fermé“ warteten alle Roboter auf ihren Start.



Alle Teilnehmer des Robocom 2015 auf einen Blick.

Forschung für den Menschen

21 Fachhochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen machen mit bei einer Wanderausstellung, die Forschungslösungen für konkrete Verbesserungen für den Menschen zeigen. Die Westfälische Hochschule beteiligt sich mit einem Projekt von Prof. Dr. Heinrich Martin Overhoff, der die Ultraschall-Bildgebung in der Brustkrebsdiagnose verbessert hat. Die Wanderausstellung tourt von März 2015 bis Juni 2016 durch 15 Städte und ist vor allem in Banken und Sparkassen zu sehen: Dort, wo die Menschen sind. Im September ist die Ausstellung in der Hauptstelle der Sparkasse Gelsenkirchen, die der erste Standort im Ruhrgebiet und in Westfalen ist.

(BL) Für viele Bürgerinnen und Bürger ist Forschung an sich und an Fachhochschulen im Besonderen ein Thema, das nicht zu ihrem Alltag gehört. Die Wanderausstellung „Forschung für Dich!“ will das ändern und zeigt an 21 Beispielen, welche Forschungsergebnisse aus Fachhochschulen in Nordrhein-Westfalen den Bürgerinnen und Bürgern direkt zugute kommen. Das tut sie an einem Ort, der zum Alltag der Menschen gehört, nämlich in Banken und Sparkassen in 15 Städten des Rheinlands und Westfalens. Im Zentrum der Ausstellung steht in Plakaten und an einem digitalen Tisch eine fotografische Bilderwelt. An dem digitalen Tisch können die Betrachter 42 halbe Fotos zu 21 echten Forschungsprojekten zusammensetzen. Jedes Motiv greift mindestens zwei Aspekte des jeweiligen Forschungsprojekts auf. Gemacht hat die Fotos Holger Liefien, wobei alle Fotomodelle Laien sind, die freiwillig Modell gestanden haben.

Die Westfälische Hochschule präsentiert ihre Forschung beispielhaft mit einem Projekt von Prof. Dr. Heinrich Martin Overhoff. Er hat die Sonografie, also die Bilderzeugung mit Ultraschall, für die Brustkrebsdiagnose verbessert. Bei den Ultraschallbildern werfen verletzte Organe und krankhafte Gewebeveränderungen die elektronisch eingesetzten Schallwellen anders zurück als gesundes Gewebe und machen Krankheitsherde so sichtbar. Aber: Manche Gewebe antworten nur „sehr leise“, sprich schwach auf die ausgesendeten Wellen. Overhoff und sein Team haben in der Abteilung Physikalische Technik daran gearbeitet, das Wellenecho zu verstärken. Dazu nutzen sie spezielle Gewebe-Clips: Winzige Metallstücke in U-Form, die mit einer Punktionskanüle an der Stelle von auffälligem Gewebe platziert werden. Über die Kanüle wird eine Probe entnommen. Erfordert der Befund eine anschließende Behandlung, kann der Arzt mithilfe der Clips den Diagnoseort leicht

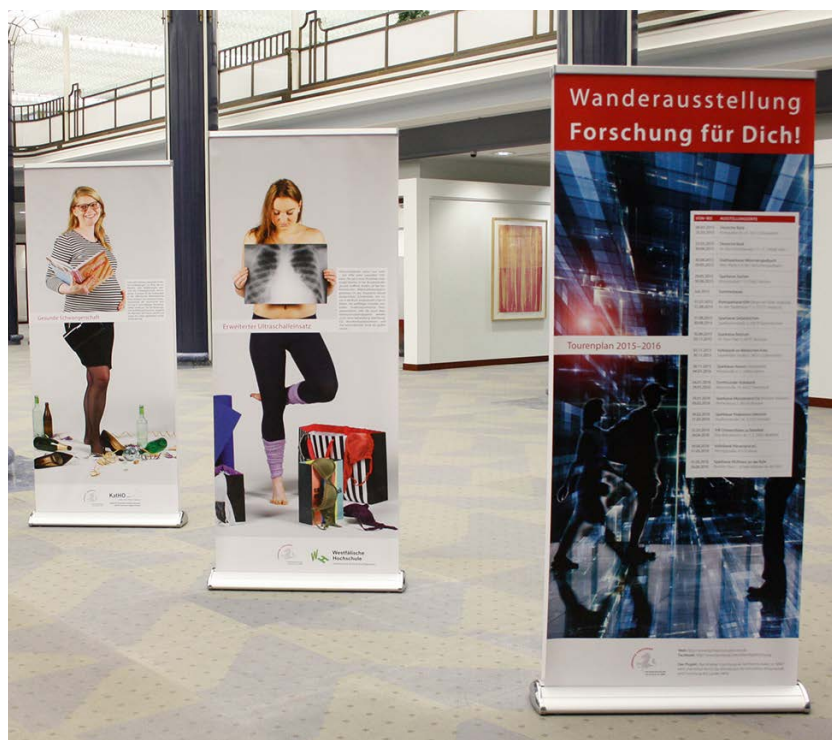
wiederfinden und gezielt mit der Therapie beginnen. Aber: Die Clips waren früher nur schlecht oder gar nicht im Ultraschallbild zu erkennen. Neue Bildverarbeitungsprogramme aus der Feder von Overhoff und seinen Leuten können cliptypische Schallwellen filtern, besser zwischen Gewebe und Metall unterscheiden und so die Clips auf dem Monitor sichtbar machen. Strahlungsintensive Röntgenverfahren oder die teure Magnetresonanztomografie werden so vermieden.

Neben dem Exponat der Westfälischen Hochschule gehören Beiträge von den Fachhochschulen in Aachen, Bielefeld, Dortmund, Düsseldorf, Köln, Münster, Südwestfalen, Bochum, Bonn-Rhein-Sieg, Hamm, Niederrhein, Ostwestfalen-Lippe, Rhein-Waal, Ruhr West, Georg Agricola sowie der evangelischen Fachhochschule

Rheinland-Westfalen-Lippe, der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung, der Hochschule für Gesundheit und der rheinischen Fachhochschule zum Ausstellungsreigen.

In Gelsenkirchen ist die Schau den ganzen September über in der Hauptstelle der Sparkasse Gelsenkirchen zu besichtigen. Der Oktober ist für Bochum reserviert, im November ist die Ausstellung in der Lüdenscheider Volksbank und wandert dann weiter nach Hamm, Dortmund, Münster, Detmold, Bielefeld, Kleve und Mülheim an der Ruhr.

Die Ausstellung ist eine Initiative des Projektbüros „Nachhaltige Forschung an Fachhochschulen in NRW“ und wird unterstützt vom NRW-Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung.



Die Westfälische Hochschule beteiligt sich mit einem Projekt aus der Medizintechnik an einer Wanderausstellung über Fachhochschulforschung in Nordrhein-Westfalen. Im Vordergrund steht der praktische Nutzwert für die Menschen im Land, weshalb das Motto heißt: „Forschung für Dich!“. Foto: zefo



Daniel Harges (rechts), Student im Masterstudiengang „Verteilte Systeme“ und Mitarbeiter im Projekt, im Gespräch mit einem interessierten Besucher. Foto: WH/GJ

FIRE auf der Interschutz

In Gefahrensituationen kommt es darauf an, dass alle nötigen Informationen schnell und möglichst gleichzeitig bei allen Beteiligten ankommen. Dafür sorgt das Einsatzunterstützungssystem „FIRE“. Auf der internationalen Leitmesse für Brand-/Katastrophenschutz, Rettung und Sicherheit in Hannover wurde die Software erstmals der breiten Öffentlichkeit vorgestellt.

Mit der Software „FIRE“, die von den Studierenden Daniel Harges und Steffen Buss zusammen mit den Professoren Ulrich Kaiser und Gerhard Juen entwickelt wurde, können Feuerwehr- und Rettungskräfte wichtige Pläne, Karten und 3D-Modelle, GPS-Positionen der Einsatzkräfte und vieles mehr abrufen. Gleichzeitig lassen sich Meldungen

zum Beispiel über sich in Gefahr befindliche Personen oder Gefahrstoffe, über nötige weitere Einsatzkräfte oder benötigtes Material schnell und vor allem für alle sichtbar weitergeben. Steffen Buss, der sich im Rahmen seiner Masterarbeit aktuell insbesondere um die „Usability“, sprich „Bedienbarkeit“, von „FIRE“ kümmert, zeigte interessierten Besuchern an einem großen Touchscreen die Interaktion mit „FIRE“ und das „verteilte Arbeiten“ auf Basis einer interaktiven Lageskizze, die zwischen allen angeschlossenen Geräten synchronisiert wird. O-Ton eines Besuchers: „Habe bislang kein System gesehen, das so aufgeräumt und klar daher kommt.“ Oder wie der Leiter einer Einsatzleitstelle sagte: „Genau das will ich in meiner Leitstelle haben“. Noch ist „FIRE“ aber erst ein Prototyp. (Gerhard Juen/Marianne Harborg)



Prof. Ulrich Kaiser (l.) und Steffen Buss (M.) im Gespräch mit Hans-Georg Kersting, dem Leiter der Feuerwehr-Kreisleitstelle Coesfeld. Foto: WH/GJ



Franz Müntefering (r.), ehemaliger Arbeitsminister und Vizekanzler, und Prof. Dr. Josef Hilbert beim „Internationalen Forum der Branchenkonferenz Gesundheitswirtschaft“. Foto: BioCon Valley GmbH

Aktives Altern

IAT diskutiert Ergebnisse des EU-Projektes MOPACT auf der „11. Nationalen Branchenkonferenz Gesundheitswirtschaft“: Aktives Altern ist ein Zukunftsweg mit Stolperfallen.

(CB) Das Altern der Gesellschaft ist keine Belastung, sondern ein Aktivposten für die soziale und wirtschaftliche Entwicklung – diese Erkenntnis hat sich inzwischen weitgehend durchgesetzt. Aber: „Es gibt zwar vielversprechende Projekte und Initiativen auf dem Weg dorthin – von Informations- und Kommunikationstechnik (IKT) über Wohnen im Alter bis zur Mobilität – aber auch immense Innovationsblockaden, speziell im Bereich IKT“, erklärte Prof. Dr. Josef Hilbert, Direktor des Instituts Arbeit und Technik (IAT), bei der „11. Nationalen Branchenkonferenz für Gesundheitswirtschaft“ Mitte Juli in Rostock-Warnemünde. „Gerade in Deutschland, auf einem der größten Märkte Europas, kommt die Implementation und Diffusion neuer, technisch gestützter Lösungen für das aktive Altern oft nur schleppend voran – trotz ermutigender Erfahrungen in der Forschung und Entwicklung.“

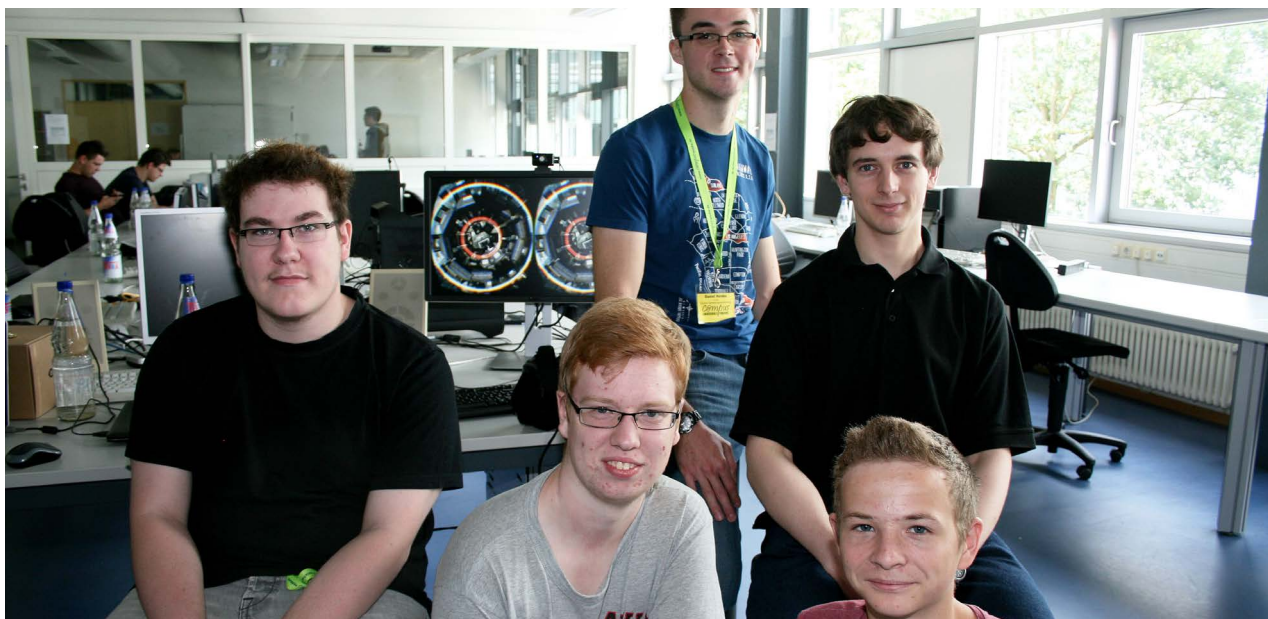
Auf dem internationalen Forum der Branchenkonferenz, dem „5. Baltic-Sea-Health-Region Meeting“, wurden aktuelle Forschungsergebnisse des interdisziplinären EU-Projektes MOPACT (Mobilizing the Potential of Active Ageing in Europe) in einem Workshop vorgestellt und diskutiert. Wie die Diskussion mit den internationalen Projektpartnern und Kollegen der TU Dortmund und der Ruhr-Universität Bochum zeigte, ist in einigen westeuropäischen Ländern die technische Unterstützung für das Leben im Alter ebenso wie Informations- und Kommunikationstechnologie besser aufgestellt als in Deutschland. Bis heute würden die Potenziale für eine bessere Versorgung wie für mehr Prävention nicht adäquat genutzt. Obwohl viel über integrierte Versorgung geredet werde, sei sie längst noch nicht Bestandteil der Standardversorgung.

Eine Perspektive des aktiven Alterns, die zwar auch Technik nutzt, aber insbesondere auf mehr Bewegung und auf mehr sozialen Austausch in und zwischen den Generationen setzt, umriss Gastredner Franz Müntefering,

ehemaliger Arbeitsminister und Vizekanzler der Bundesrepublik Deutschland, in seinem Beitrag zum Arbeitstreffen der EU-Forscher. Damit dies klappe, brauche es allerdings „Kümmerer vor Ort“, in den Nachbarschaften, Kirchen, Vereinen und Quartieren. Dort, wo so etwas nicht von selbst, aus der Zivilgesellschaft heraus zustande komme, da seien die Kommunen gefordert. Bei dieser Aufgabe müssten sie aber unterstützt und befähigt werden – nicht zuletzt eine Aufgabe für die gestaltungsorientierte Forschung.

Barrieren bei der Verbreitung von IKT für mehr Lebensqualität im Alter sieht Hilbert vor allem bei den unklaren Finanzierungsperspektiven für innovative Lösungen, aber auch im Mangel an Bekanntheit und Vertrauen unter den Endverbrauchern. Hoffnung mache, dass sich die Erkenntnis durchsetze, dass die Bedürfnisse der Älteren keine Bürde, sondern vielmehr eine Chance für die Wirtschaft bedeuteten. Deutschland versuche – unter anderem mit dem neuen E-Health-Gesetz – einen regulatorischen Rahmen zu setzen, der zu mehr E-Health, AAL (Altersgerechte Assistenzsysteme für mehr Lebensqualität) und altersfreundlichen Wohn- und Quartiers-Arrangements ermutige. Viele regionale Initiativen trieben das Konzept des „aktiven Alterns“ voran. Hilbert: „Aber alles in allem ist E-Health noch keine Erfolgsgeschichte in Deutschland – trotz höherer Effizienz. Die Verbreitung von Innovationen in der Gesundheitswirtschaft ist ein komplexer Prozess, in dem viele Akteure und Regeln mitspielen. Der positive Effekt: Eine unregulierte Ausbreitung wird vermieden. Negativ aber: Die Innovationsblockaden können zunehmen!“

Das Projekt MOPACT, in dem rund 60 Forscher aus 27 Partner-Organisationen in Deutschland, Portugal, Polen, Finnland, den Niederlanden u.a. engagiert sind, zielt auf die Gestaltung des demografischen Wandels, um die Möglichkeiten für ein unabhängiges Leben im Alter in Europa insgesamt, aber auch in seinen Teilregionen zu verbessern. Das IAT koordiniert den MOPACT-Arbeitsschwerpunkt über die infrastrukturellen Voraussetzungen und Chancen der EU-Strategie des aktiven Alterns und konzentriert sich dabei insbesondere auf die Forschungsfelder IKT, Wohnen und Mobilität. Bei diesen Arbeiten hat das IAT stark von der Zusammenarbeit mit der Forschungsgesellschaft für Gerontologie (FFG, Prof. Dr. Gerhard Naegle) sowie dem Institut für Wohnungswesen, Immobilienwirtschaft, Stadt- und Regionalentwicklung (Inwis, Prof. Dr. Rolf Heinze) an der Ruhr-Universität Bochum profitiert.



Im Projekt „Oculus“ galt es in die Spieleprogrammierung einzutauchen. Mit Hilfe einer 3D-Datenbrille konnten die Spielerinnen und Spieler später im virtuellen Flug Punkte sammeln: Nichts für Menschen mit einem empfindlichen Magen, denn es kann dem Spielenden durch die „vorgegaukelte“ Bewegung auch übel werden. An dem Projekt beteiligt waren die Schüler Manuel Canibol, Simon Schapdick und Tom Möllenbeck (vorne v.l.n.r.) sowie deren Projektbetreuer Fabian Kalkofen und Daniel Harges (hinten v.l.). Foto: WH/MV

Spiel, Spaß und unter Spannung

In Bocholt wurde das Dutzend nun vollgemacht: Zum zwölften Mal bot der Fachbereich Wirtschaft und Informationstechnik seine „Campuswoche“ für technikbegeisterte Schülerinnen und Schüler sowie Studierende und Ehemalige an.

(MV) Mit der zwölften Campuswoche bot die Westfälische Hochschule in Bocholt Ende Juli erneut viele verschiedene Projekte für technikinteressierte Schülerinnen, Schüler sowie Studierende und auch Ehemalige an. Speziell Schülerinnen und Schüler konnten dadurch eine Woche lang das Leben als Studierende der Elektrotechnik, Mechatronik, Bionik und Informatik kennenlernen und testen. So konnten sie ausprobieren, ob ihnen ein Studium in einem dieser Angebote gefällt. Das Programm richtete sich dabei auch wieder an ehemalige Studierende der Hochschule, um beispielsweise Kontakte aus Studienzeiten neu zu beleben oder weitere Kontakte zu knüpfen oder einfach nur gemeinsam an Technik oder Programmierung zu tüfteln. Zudem betreuten einige Ehemalige beispielsweise Bachelor-Studierende bei den Projekten und konnten ihnen nebenbei zeigen, was sie später im Berufsleben erwartet.

Insgesamt wurden elf Themen zur Auswahl angeboten wie beispielsweise „Arduino++“ – Wunderwelt der Mikrocontroller, „Quadcopter“ – Bau eines vier-rotorigen Flugmodells, „Wall of Light“ – eine Installation aus LED-Lichtkacheln, „LED-Cube“ – Lichtwürfel mit Farbeffekten in der nächsten und überarbeiteten Generation, um nur einige davon zu nennen. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren so engagiert dabei, dass sie wieder bis tief in die Nacht an ihren Projekten arbeiteten.

Im Anschluss an die Projekte wurde abends ein abwechslungsreiches Programm mit Grillen, Spielen und Unterhaltung durch den Kabarettisten Jan Uwe Wetter und Livemusik mit „Drachenfelz“ geboten. Zusätzlich sorgten Fachvorträge von Softwareentwickler Steffen Marquardt (ein Ehemaliger, Master-Abschluss „Verteilte Systeme“ 2012)

vom Düsseldorfer Unternehmen Capgemini für Abwechslung und es gab einen Einblick in die Spieleentwicklung von Prof. Dr. Philipp Lensing, der auch seinen Abschluss an der Westfälischen Hochschule im Jahr 2005 in der Informations- und Kommunikationstechnik machte. Danach promovierte Lensing an der TU Ilmenau und lehrt seit September 2014 als Professor an der Hochschule in Osnabrück.

Der seit zwölf Jahren unveränderte Teilnehmerbeitrag von 40 Euro konnte gehalten werden, weil das Organisationsteam aus der Fachschaft Informationstechnik mit Unterstützung der wissenschaftlichen Mitarbeiter Hans-Peter Huster und Norbert Dirks zahlreiche Sponsoren für die Campuswoche Bocholt gewinnen konnte wie etwa die Hochschulfördergesellschaft Westmünsterland und Bocholter Banken. Zusätzlich bezuschussten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer einige kostenintensiven Projekte auch selbst. Alle Sponsoren finden sich neben vielen Informationen auch über die früheren Campuswochen auf der Internetseite www.campuswoche.de.

Das Datum für die Campuswoche 2016 steht schon fest: Sie findet vom 17. bis zum 22. Juli 2016 statt. Eine Online-Anmeldung zur Projektwoche ist auf www.campuswoche.de ab Frühjahr 2016 möglich.

„Mittlerweile ist unsere Campuswoche zum Selbstläufer geworden“, freuen sich Norbert Dirks und Hans-Peter Huster, „die etwa 70 Plätze sind sehr schnell ausgebucht und sie ist erfreulicherweise sogar über die Grenzen von NRW hinaus bekannt.“ Von den 71 Teilnehmerinnen und Teilnehmern waren 14 Frauen, davon zwei Schülerinnen. Zudem nahmen sieben Schüler von unterschiedlichen Schulen an der Campuswoche teil.

Beitritt zum Rahmenkodex für gute Beschäftigungsbedingungen

Der „Rahmenkodex für gute Beschäftigungsbedingungen“ soll für alle nordrhein-westfälischen Hochschulen verbindlich werden.

(BL) Anfang Juni stellte NRW-Wissenschaftsministerin Svenja Schulze den „Rahmenkodex für gute Beschäftigungsbedingungen“ für die Hochschulen des Landes vor. Er fußt auf einem Paragraphen der letzten Novellierung des Hochschulgesetzes im Herbst 2014. Die Fortschritte für die Beschäftigten sollen vor allem in fünf Bereichen liegen: Abbau der befristeten Beschäftigung des wissenschaftlichen Personals, Verbesserungen für das unterstützende Personal, famili-

engerechter Umgang mit Teilzeitbeschäftigung, Etablierung und Ausbau gesundheitsfördernder Arbeitsbedingungen und erleichterter Stellenwechsel zwischen den Hochschulen. „Guter Arbeit“ komme im nationalen und globalen Wettbewerb entscheidende und immer größere Bedeutung zu, so das Ministerium. Die Hochschulen wurden aufgefordert, über einen Beitritt zu entscheiden.

Das Präsidium der Westfälischen Hochschule ist dieser Aufforderung

gefolgt und trat Mitte Juni dem Rahmenkodex bei. Die Vorsitzenden des Hochschulrats unterstützen die Hochschulleitung und die Personalräte in ihrem Anliegen, konstruktiv an der Umsetzung zu arbeiten. Dabei sollen die Besonderheiten der Westfälischen Hochschule aufgegriffen und weitere Verbesserungen für die Beschäftigten angestrebt werden. Die Hochschule setzt dabei auf eine auch langfristig verlässliche Finanzierung durch das Land.



Sie ziehen an einem Strang für gute Beschäftigungsbedingungen an der Westfälischen Hochschule (v.l.n.r.): Hochschulratsvorsitzender Thomas Wessel, Dr. Josef Hülsdünker, stellvertretender Vorsitzender im Hochschulrat, Hochschulpräsident Prof. Dr. Bernd Kriegesmann, Kanzler Dr. Heiko Geruschkat sowie Volker Alexander und Frank Buchner, die Vorsitzenden des wissenschaftlichen und des nicht-wissenschaftlichen Personalrats. Foto: WH/BL



Prof. Norbert Pohlmann. Foto: Eco

Neuer Name, neues Vorstandsmitglied

Der Internet-Verband Eco hat umfirmiert und heißt jetzt nicht mehr „Verband der deutschen Internetwirtschaft“, sondern nur noch „Verband der Internetwirtschaft“. Damit macht er klar, dass er international arbeitet. Zugleich hat der Verband auf seiner Mitgliederversammlung im Juni Prof. Norbert Pohlmann vom Institut für Internet-Sicherheit als neues Mitglied in seinen Vorstand berufen. Er wird sich um das Thema Sicherheit kümmern, das in der Arbeit des Eco eine Schlüsselrolle einnimmt.

Zwei wesentliche Beschlüsse meldete der „eco-Verband“ von seiner ordentlichen Mitgliederversammlung im Juni: So firmiert der Verband künftig als „eco – Verband der Internetwirtschaft e. V.“. Als neues Mitglied wurde zudem Prof. Dr. Norbert Pohlmann in den Vorstand gewählt.

„20 Jahre nach seiner Gründung steht die Stimme von eco heute für eine freie, prosperierende und international agierende Internetwirtschaft. Diese lässt sich nicht auf nationale Märkte beschränken“, betont Eco-Geschäftsführer Harald Summa. Um dies auch deutlich nach außen zum Ausdruck bringen zu können, entschied die ordentliche Mitgliederversammlung am 25. Juni in Köln die Streichung des Wortes „deutschen“, sodass der Vereinsname nun lautet: „eco – Verband der Internetwirtschaft e. V.“.

Zusätzlich wählten die Mitglieder Prof. Norbert Pohlmann einstimmig in den Vorstand und besetzen mit ihm das neu geschaffene Ressort Sicherheit. Pohlmann ist geschäftsfüh-

render Direktor des Instituts für Internet-Sicherheit „if(is)“ an der Westfälischen Hochschule in Gelsenkirchen und unterstützt bereits seit vielen Jahren aktiv den Verband. Der Themenbereich Sicherheit hat insbesondere in den letzten Jahren eine enorme Bedeutung für nahezu alle Sparten der Internetwirtschaft erlangt. Eco ist zudem seit Jahren national sowie international in zahlreichen Projekten und Initiativen zum Thema Sicherheit aktiv involviert. Durch das neue Eco-Vorstandsressort Sicherheit soll dieser Entwicklung auch auf Vorstandsebene Rechnung getragen werden. „Jeden Tag berichten die Medien, dass die Internetsicherheit nicht ausreicht und etwa die verwendeten Internet-Sicherheitstechnologien nicht widerstandsfähig genug sind, um professionelle Hacker abzuhalten. Wir brauchen innovative Ansätze im Bereich der Internetsicherheit, um das Risiko für unsere Gesellschaft auf ein angemessenes Maß zu reduzieren. Diesem Thema werde ich mich mit meiner ganzen Kraft und Energie widmen“, so Pohlmann.

Ebenfalls auf der Agenda der Mitgliederversammlung standen die Berichte aus Vorstand und Geschäftsführung. Diese zeigten: Nach wie vor wächst der Eco-Verband überdurchschnittlich in seiner Mitgliederzahl, allein 2014 kamen 139 neue Mitgliedsunternehmen hinzu. „Offensichtlich bieten wir eine interessante Plattform für eine Vielzahl engagierter und interessierter Unternehmen und Persönlichkeiten, die sich mittlerweile aus allen Bereichen der Internetwirtschaft im Eco einbringen“, freute sich Summa. (Quelle: Eco)

Neue Wärme

Nach dem Sommer ist vor dem Winter: AStA und Hochschulshop bieten für die kommende Kältesaison warme Kapuzen-Sweatshirts an.

(BL) Sie sind von außen schwarz oder grau, von innen kuschelig weich und vor allem sind sie eins: anders. Solche Kapuzenshirts gab es noch nie und sie werden exklusiv an der Westfälischen Hochschule verkauft, die mit dem Aufdruck darauf aufmerksam macht, dass es ihre akademische Ausbildung für angewandte Wissenschaften bereits seit dem Jahr 1962 gibt. Die Gestaltung ist ein wenig an amerikanische und britische Hochschul-Sweater angelehnt und war ein Wunsch zahlreicher Studierender. Deshalb hat sich der Allgemeine Studierendenausschuss AStA für

dieses Mode-Projekt besonders engagiert und gemeinsam mit der Öffentlichkeitsarbeit an den Start gebracht. Verkauft wird das Kapuzen-Sweatshirt beim AStA und im Büro der Öffentlichkeitsarbeit oder per E-Mail-Bestellung unter hooody@asta-wh.de. Kostet 16 Euro.

Mode in Zahlen und Daten

280-g/m²-Shirt aus 80 Prozent Baumwolle mit 20 Prozent Polyester-Zumischung. Dreilagige Konstruktion. Modisch flaches Zugband mit Knopfloch-Ösen. Zugband-Führung in der doppelreihigen Kapuze. Nach vorne versetzte Schulternaht, Decknähte an Armausschnitten, Bündchen und Saum. Nackenband in Fischgrätoptik. Kopfhörer-Kabelführung. Farben schwarz und grau. Größen S, M, L, XL, XXL und 3XL.



AStA-Vorsitzender Daniel Kaczor und Jasmin Kowalik, AStA-Standortreferentin in Bocholt, präsentieren die neuen Kapuzen-shirts. Foto: WH/BL



Ein sichtlich überraschter Frank Baranowski (r.), Oberbürgermeister der Stadt Gelsenkirchen, bei der Übergabe der Urkunden an die Team-Kapitäne des Stadtradelns. Hatte er doch den Namen „Dieter Hartwig“ vorgelesen und vor ihm steht stattdessen Annette Völkel (l.). Die Finanzverwaltungsmitarbeiterin nahm stellvertretend für Dieter Hartwig die Urkunde für die Hochschule entgegen. Mit 1.134,4 Kilometern erreichte sie im Team „Westfälische Hochschule“ die meistgefahrenen Kilometer im Zeitraum von drei Wochen. Foto WH/MV

Von **sieben auf sechs** beim Stadtradeln

Zum zweiten Mal beteiligte sich die Westfälische Hochschule mit einem noch größeren Radlerteam beim „Stadtradeln“ in Gelsenkirchen. Erstmals wurde diese Aktion nun auch von der Stadt Bocholt angeboten. In diesem Jahr erreichte das Team „Westfälische Hochschule“ in Gelsenkirchen den sechsten Platz von insgesamt 56 gemeldeten Teams. Die Radlerinnen und Radler vom Team „Campus Bocholt“ kamen auf Rang zwölf von insgesamt 121 aktiven Teams.

(MV) Die Aktion „Stadtradeln“ ist eine nach Nürnberger Vorbild weiterentwickelte Kampagne des „Klima-Bündnisses“, dem größten Netzwerk von Städten, Gemeinden und Landkreisen zum Schutz des Weltklimas. Ihm gehören über 1.700 Mitglieder in 25 Ländern Europas an. Das Stadtradeln dient dem Klimaschutz sowie zur Radverkehrsförderung und kann deutschlandweit von allen Kommunen an 21 zusammenhängenden Tagen – frei wählbar im Zeitraum erster Mai bis 30. September – durchgeführt werden. Mit der Kampagne stehe den Kommunen eine leicht umzusetzende Maßnahme zur Verfügung, um mit verhältnismäßig geringem Aufwand für nachhaltige Mobilität aktiv(er) zu werden. So steht es auf den Seiten der Veranstalter zu den Hintergründen der Aktion.

Dabei kommen aber auch der Spaß an Bewegung und das Radeln in der Gruppe und mit dem Team nicht zu kurz. „Für die Westfälische Hochschule ist es eine gute Gelegenheit, fachbereichs- und verwaltungsübergreifend alle in ein Boot zu holen und gemeinsam etwas zu unternehmen“, erläutert Dieter Hartwig, der die Rolle des Teamkapitäns für den Standort Gelsenkirchen übernommen hat. Im vergangenen Jahr meldeten sich zwölf Radlerinnen und Radler für das Team an und belegten am Ende mit 5.519 Kilometern Rang sieben aller Teams, die für Gelsenkirchen in der „Metropole Ruhr“ gestartet waren. In diesem Jahr konnte die Zahl auf 42 aktive Radlerinnen und Radler gesteigert werden. 12.461 gefahrene Kilometer (entspricht 1.794,4 Kilogramm Kohlendioxid-Ersparnis) vom elften bis zum 31. Mai führten auf Rang sechs, also einen Platz höher als im Jahr 2014. „Man ist immer wieder überrascht, wie weit man mit der eigenen Kraft auf zwei Rädern kommt“, berichtet Dieter

Hartwig, der nicht nur zwischen Arbeitsstätte und Wohnort pendelt, sondern auch in seiner Freizeit viel mit dem Rad unterwegs ist. Das gilt aber auch für die anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Teams, die nicht nur während des Stadtradelns das Auto einmal mehr stehen ließen.

Die Stadt Bocholt bot die Aktion in diesem Jahr zum ersten Mal an. Vom ersten bis zum 21. Mai konnte dort geradelt und konnten Kilometer gesammelt werden. 54 aktive Radlerinnen und Radler meldeten sich im Team „Campus Bocholt“ an und belegten mit 11.225 Kilometern (entspricht 1.616,4 Kilogramm Kohlendioxid-Ersparnis) am Ende Rang zwölf von 121 Teams. Zusammen erreichten alle Aktiven der Westfälische Hochschule 23.686 Kilometer.

„Gemeinsam mit zwölf Nachbarstädten und mit Unterstützung des Regionalverbandes Ruhr haben wir nicht nur Gelsenkirchen im Städte-Ranking weit nach vorne gebracht, sondern zusätzlich als ‚Städte in der Metropole Ruhr‘ gemeinsam für das Ruhrgebiet 1.556.791 Kilometer (entsprechend 224.178 Kilogramm Kohlendioxid) erradelt“, berichtete Georg Nesselhauf, der die Aktion für die Stadt Gelsenkirchen koordiniert.

„863 Radlerinnen und Radler in 56 aktiven Gelsenkirchener Teams haben mit riesigem Engagement teilgenommen und legten im Mai 2015 insgesamt 224.104 Kilometer mit dem Fahrrad zurück und vermieden dabei 32.270,9 kg CO₂ (Berechnung basiert auf 144g Kohlendioxid/Personen-Kilometer).“ Bundesweit waren in diesem Jahr über 111.000 Radlerinnen und Radler in 339 Teilnehmerkommunen am Start, die insgesamt aktuell über 21.315.000 Kilometer geradelt sind (Stand Anfang August).